

**Deutscher
Reporterpreis
2009**

**Kategorie:
Lokalreportage**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

- 1) Cordes, Birgitt: Das tägliche Elend (Stuttgarter Zeitung)
- 2) Goetsch, Monika: Frau Karajan von der Auenstraße (Süddeutsche Zeitung)
- 3) Hasel, Verena Friederike: Die Sehnsuchtssucht (Der Tagesspiegel)
- 4) Hildebrandt, Uwe: „Ad“ heißen die kleinen Kunden... (Braunschweiger Zeitung)
- 5) Meinhof, Renate: Ein gebranntes Haus (Süddeutsche Zeitung)
- 6) Opresnik, Miriam: Bei Geld hört diese Freundschaft nicht auf (HH Abendblatt)
- 7) Reich, Anja: Im Land der glücklichen Frösche (Berliner Zeitung)
- 8) Schmidt, Wolf: Allah statt Playstation (Die Tageszeitung)
- 9) Stroh, Kassian, Reden wie Karl-Theodor zu Guttenberg (Süddeutsche Zeitung)
- 10) Tröster, Anja: Ein Leben im Rathaus (Stuttgarter Zeitung)
- 11) Westermann, Erik: 15 Stunden Kaffeefahrt (Göttinger Tageblatt)
- 12) Windmann, Antje: Die Frau am Fenster (Hamburger Abendblatt)

1) Das tägliche Elend

Die Wohnungen gleichen Müllhalden, Alkohol ist ständig präsent, Konflikte enden mit Schlägen. In immer mehr Familien herrscht Chaos. Und mittendrin sind die Kinder. Das Stuttgarter Jugendamt versucht, ihnen zu helfen.

Von Birgitt Cordes, Stuttgarter Zeitung, 5.11.2008

Gabriela Roth sitzt kaum, da rollt ihr schon eine Träne über die Wange. Peter Roth, gezeichnet vom Alkohol, hat neben ihr Platz genommen. Den Kopf nach unten gerichtet, starrt er auf den blauen Linoleumboden im Jugendamt Stuttgart. Der Sozialarbeiter Jan Fischer, der wie seine Klienten im wirklichen Leben anders heißt, reicht Frau Roth ein Taschentuch. „Mein Ältester ist ausgerastet, er hat mich geschlagen und als Schlampe beschimpft“, sagt sie. Fischer schüttelt den Kopf und macht sich Notizen. Gabriela Roth, 39, und Peter Roth, 52, haben vier Kinder. Die Eltern leben getrennt. Beide bekommen Hartz IV. Peter Roth wurde letztes Jahr von der Polizei aus der gemeinsamen Wohnung geholt. Er hatte im Suff zugeschlagen.

Seit drei Jahren gehört die Familie mit der zehn Zentimeter dicken Akte zu Fischers Fällen. Gabriela Roth ist überfordert, sie kann ihren Haushalt nicht alleine bewältigen, den Kindern kein gesundes Essen kochen oder bei den Hausaufgaben helfen. Die Frau, die in einem abgelegenen Bauerndorf in Vorpommern aufwuchs, hat keinen Schulabschluss.

Sie kann den Fragen, die ihr Fischer stellt, kaum folgen. Ob die achtjährige Tamara eine Rückzugsmöglichkeit in der Wohnung habe? Ob der zwei Jahre ältere Benjamin nicht mehr wie ein Wilder über die Schränke tobe und der Hund bellend hinterher, wie bei Fischers letztem Hausbesuch? Ob sie auf das Essen schaue? Die Kinder sind noch immer übergewichtig. „Ich koche wahrscheinlich zu viel, vielleicht liegt es am schwäbischen Essen“, sagt sie. Familie Roth ist vor vier Jahren von Brandenburg nach Stuttgart gezogen. Der Sozialarbeiter ist nicht zufrieden mit Gabriela Roth, es läuft noch zu viel schief.

Seit sieben Jahren arbeitet Fischer beim Jugendamt Stuttgart. Er hört sich hier täglich familiäre Tragödien an, sucht nach finanzierbaren Hilfen, sagt klipp und klar, was er erwartet, dosiert Herz und Verstand im richtigen Moment, lobt jeden kleinen Erfolg. Fischer hat noch einen langen Tag vor sich, drei weitere Gespräche stehen an.

„Erfreulich sind die Fortschritte, die Tamara in der Reittherapie macht“, sagt der Sozialpädagoge. Gabriela Roth lächelt das erste Mal. Ihr Mann schaut auch kurz auf, zwischen seinen Beinen steht eine Stofftasche, aus der zwei Nummernschilder ragen, die bis gestern noch an sein Auto montiert waren. Letzte Nacht hat er es betrunken zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schrott gefahren. Das Paar vermeidet jeden Blickkontakt. Fischer erzählt später, dass er sie eigentlich nicht nebeneinander sitzen lassen wollte, zu oft gab es schon handgreifliche Auseinandersetzungen in seinem Büro. Die Stimmung ist angespannt. Peter Roth hat seine Kinder nach dem Vorfall vor einem Jahr kaum gesehen. Tamara durfte er sich in den ersten Monaten gar nicht nähern. Hundert Meter Abstand mussten zwischen ihm und seiner jüngsten Tochter sein. Das Mädchen traute sich noch Wochen nachdem der Vater von der Polizei abgeführt worden war, nicht aus ihrem Zimmer. „Sie hatte Angst, dass er zurückkommt“, sagt Fischer.

52 800 Familien wurden laut dem Statistischen Bundesamt im Jahr 2006 durch sozialpädagogische Familienhilfe unterstützt. Eine davon ist Familie Roth. Oft kommt die Hilfe zu spät. Vergangenes Jahr wurden in Deutschland 28 200 Kinder und Jugendliche von Jugendämtern wegen Kindeswohlgefährdung in Obhut genommen, 2200 mehr als noch ein Jahr zuvor. In Stuttgart waren es 89 Kinder – und die Dunkelziffer ist hoch.

Fischer gibt den Roths den nächsten Termin. Es ist früher Vormittag. „In drei Monaten sehen wir uns wieder“, sagt er. Nach anderthalb Stunden mit Herrn Roth riecht der ganze Raum nach Alkohol. Fischer öffnet das Fenster. Im Wartezimmer sitzt der nächste Klient. Ein Hüne von einem Mann. Er reicht Fischer die Hand, die nach harter Arbeit aussieht. Auf jedem Finger thront ein massiver Silberring. Der feingliedrige Fischer wirkt sehr zierlich gegen ihn. Walter Müller, gelernter Maurer, ist zum Beratungsgespräch gekommen, das bereits vor einem Jahr hätte stattfinden sollen. Im August 2007 wollten sich die Müllers scheiden lassen. Die Mutter fordert das alleinige Sorgerecht für die 13-jährige Tochter und den drei Jahre älteren Sohn. Sie hat Fischer damals am Telefon gesagt, dass ihr Mann Alkoholiker sei. Obwohl der Antrag von Frau Müller gestellt wurde, hat sie bis heute weder auf das Schreiben vom Gericht noch auf das vom Jugendamt reagiert. Walter Müller ist nun der zweiten Einladung Fischers gefolgt. An diesem Tag sehen sie sich zum ersten Mal persönlich. „Freut mich, dass Sie gekommen sind“, sagt Fischer. Müller umklammert eine mitgebrachte Plastiktüte. So fest, als müsse er sich daran festhalten.

Wann er seine Kinder das letzte Mal gesehen habe, fragt Fischer freundlich. „In den Sommerferien. Ich arbeite im Schichtbetrieb, meistens nachts und fast jedes Wochenende. Ich sehe sie nur in den Ferien“, sagt Müller. Er telefoniere wöchentlich mit ihnen, schreibe E-Mails und Kurznachrichten vom

Handy, fügt er hinzu. Seit zwei Jahren wohnt Herr Müller nicht mehr mit seiner Frau zusammen, er ist zu seinen Eltern gezogen. Auf die Frage, wie das Verhältnis zu seiner Frau sei, folgt nur ein versteinertes Blick. Der spricht Bände. Dann murmelt er ein kurzes „nicht gut“. Der Scheidung stimme er zu, aber das Sorgerecht überlasse er nicht seiner Frau. Fischer macht sich Notizen.

Plötzlich sprudelt es aus dem Mann heraus. „Wissen Sie, mein Schwager war von Anfang an gegen unsere Ehe, und ich bin mir sicher, er hat meine Frau überredet, sich scheiden zu lassen.“ Müller zieht sein Handy aus der Hosentasche und zeigt Fischer eine Kurznachricht von seinem Sohn. Schnell wird klar, dass die Kinder tief in den Familienstreit verstrickt sind. Fischer lehnt sich zurück, verschränkt die Arme hinter dem Kopf. „Ich habe Ihrer Frau nochmals eine Einladung geschickt. Wenn sie kommt, spreche ich mit ihr und werde danach einen Bericht ans Gericht schicken.“ Herr Müller

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

nickt. Für Fischer ist der Fall abgeschlossen. Im Raum riecht es wieder nach Alkohol. Fischer öffnet das Fenster. Er schaut flüchtig auf das Bild seiner fünfjährigen Tochter, das auf der Fensterbank steht. „Meine Frau ist schwanger, bald sind wir zu viert“, sagt er.

Mittagspause. Fischer nimmt seine Vesperdose und eine Banane aus seinem Rucksack und geht in die Küche, wo sich ein paar Kolleginnen unterhalten. Fischer setzt sich dazu und packt seine Wurstbrote aus. Ob er auch schon gehört habe, dass der Tom wieder von zu Hause abgehauen sei? Beim Essen bleiben die Fälle Thema Nummer eins. Tom und seine Familie sind das Paradebeispiel, wie es nicht laufen soll, erzählt Fischer. Die Kinder sind selbst zum Jugendamt gekommen. Das Verfahren gegen den Vater wegen sexueller Misshandlung wurde eingestellt. Der Verdacht bleibt. Die Eltern sähen im Jugendamt ihren Erzfeind, sagt Fischer. „An die kommen wir seit sechs Jahren nicht heran, wir kommunizieren über den Anwalt.“

Im vergangenen Jahr betreute das Stuttgarter Jugendamt 7011 Familien mit Kindern. Jan Fischer ist für 70 Familien Berater, Zuhörer und häufig der einzige Mensch, mit dem sie reden können. Eigentlich wollte er ein Wirtschaftsstudium machen, aber während seiner Bundeswehrzeit lernte er zwei Seiten kennen, wie er sagt. Die Kameraden aus den besseren Familien, die gezielt ihren Weg verfolgten, knallhart waren. „Und die Jungs, die aus katastrophalen Familienverhältnissen kamen“, sagt er. Fischer war nie einer der knallharten Typen, er kommt aus einer Arbeiterfamilie, war der erste in der Familie, der aufs Gymnasium ging und dann studierte.

Seit dreizehn Jahren ist Fischer Sozialarbeiter. Nicht selten verlässt er freitags sein Büro mit einem mulmigen Gefühl. „Es gibt immer wieder Fälle, da hat man Sorge, dass einem Kind am Wochenende etwas passiert“, sagt er. Wenn ihn etwas stark beschäftigt, so wie vor vierzehn Tagen, als er nachts zwei kleine Kinder aus einer völlig verdreckten Wohnung herausholen musste, spricht er mit seiner Frau. „Ich muss darüber reden, sonst kann ich es nicht verarbeiten.“ Seine Familie gibt ihm Halt. Bevor er ins Bett geht, schaut er immer noch einmal nach seiner kleinen Tochter. „Es ist ein beruhigendes Gefühl, sie wohl und sicher schlafen zu sehen.“

Nach zwei längeren Telefongesprächen mit einer alleinerziehenden Mutter, die vor ihrem Mann geflüchtet ist, und einer Mutter, die mehr als 25 000 Euro Schulden hat, klopft an diesem Tag Fischers letzter Fall an die Tür. Jasmin. Er kennt die ganze Familie: fünf Kinder, eine Mutter, zwei Väter und ein Stiefvater. Jasmin ist sechzehn und hält es zu Hause nicht mehr aus. Sie ist abgehauen, wohnt jetzt bei einer Freundin. „Kaum komme ich von der Arbeit nach Hause, geht die Streiterei los“, sagt sie. Ihre Akte ist auch schon ein paar Zentimeter dick: Eine Anzeige wegen Körperverletzung, wiederholt wurde sie vermisst gemeldet. Zum Vater, einem Alkoholiker, hat sie kaum Kontakt.

In den vergangenen zwei Jahren kam es mehrfach zu körperlicher Gewalt in der Familie. Jasmin hat keinen Schulabschluss. Sie macht eine zweijährige, geförderte Ausbildung als Köchin. „Sollen wir noch mal mit deiner Mutter nach einer Lösung bei dir zu Hause suchen?“, fragt Fischer. Jasmin zieht die Pulloverärmel über die Hände und schaut Fischer verstohlen an. „Ich weiß nicht, es geht doch seit Jahren so.“ Die Mutter hat sie heute hierher gefahren, und sie konnten ruhig miteinander reden. Aber sobald sie länger zusammen sind, knallt es. Nicht nur verbal. Fischer legt seine Notizen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

zur Seite. „Wir können uns ja mal eine betreute Wohngruppe zusammen anschauen, wo du ein eigenes Zimmer hättest, einmal die Woche zusammen gekocht wird und auch ein Betreuer vor Ort ist.“ Das ist aber nicht umsonst, Jasmin müsste einen Teil von ihrem Ausbildungsgeld abgeben. Richtig begeistert wirkt sie zwar nicht, aber sie vereinbart einen Termin mit Fischer.

Im Raum riecht es jetzt nach Parfüm. Fischer öffnet für einen Moment das Fenster. „Ich bin platt“, sagt er, nimmt einen Atemzug und schließt das Fenster wieder. Zehn Haltestellen fährt Fischer bis nach Hause. In der Zeit versucht er Familie Roth, Walter Müller und Jasmin hinter sich zu lassen. Morgen muss sein Kopf wieder frei sein.

2) Frau Karajan von der Auenstraße

Einmal Dirigent sein. Einmal vor einem Orchester stehen. Nicht so wie auf der Wiesn, wo man 50 Euro zahlt, damit man so tun darf, als dirigierte man eine Blaskapelle. Nein, richtig Einsätze geben, die zweite Geige etwas forcieren, ein Gesicht machen wie Karajan beim da-da-da-tam der Fünften von Beethoven, oder wenigstens wie Thielemann bei Mahler.

Von Monika Goetsch, Süddeutsche Zeitung, 26.8.2009

Es ist schon ein eigenartiges Instrument. Handlicher als ein Klavier. Aufdringlich gut gelaunt und leutselig. Oder auch: melancholisch im Ton.

Nur mit Mühe wuchtet sich die alte Da-me ihr mächtiges Akkordeon auf den Schoß, ein würdiger, schwarz schimmernder Traum aus früheren Zeiten. Draußen strömt der Verkehr der Auenstraße dem Verkehr der Wittelsbacher Straße entgegen, dahinter fließt die Isar durch ihr Bett. Maria Brückl sitzt zwischen weiß lackierten Hockern und gepolsterten Sesseln und Teppichen im Übungszimmer ihrer Musikschule, die einmal größer war und jetzt, im hohen Alter der Besitzerin, auf diesen einzigen, entrückten Raum zusammengeschrumpft ist. An der Wand hängen Urkunden und Medaillen, „der ganze Schmarrn“, der ihr nicht wichtig ist, nur die Verdienstmedaille 2002 bedeute ihr etwas, denn die hat Johannes Rau unterschrieben, „den hab ich so mögn“.

Maria Brückl ist schmal, in ihren Jeans mit Schlag könnte sie 70 oder 75 Jahre zählen, sie ist aber 85 Jahre alt, und jetzt, da das schöne gläserne Schild der Brücklschule an der Fassade mit dem akkordeonspielenden Jungen auf gelbem Grund einen Sprung hat, weiß sie nicht, ob sie es noch erneuern soll.

Sicher: Sie unterrichtet. Zehn, fünfzehn Schüler zieht sie heran, sie beschäftigt zwei Musiklehrer, aber sie mag nicht mehr spielen, man sei, sagt sie, im Alter „nicht mehr so frei“, die Koordination von Klaviatur, Balg, Bassknöpfen ist mühsamer, weniger verlässlich geworden. Und doch besetzt das Akkordeon weiterhin eine Hauptrolle in ihrem Leben. Es hat dies immer getan, ein dreiviertel Jahrhundert lang. Auch eine große Liebesgeschichte hängt daran, Maria Brückl nennt es nicht so, Sentimentalitäten erlaubt sie sich nicht, das Romantische heißt bei ihr schlicht „eine sehr, sehr gute Ehe“.

Ihr Schwarzweißphoto zeigt einen ernsthaften Mann mit hoher Stirn, Ludwig Brückl, der einst als Solist auftrat, mit Fliege und randloser Brille, das Akkordeon vor der Brust.

1945, als große Teile München unter Schutt begraben lagen, hat der um vieles ältere Ludwig Brückl den Akkordeon-Club gegründet und sein Musik-Studio aufgebaut. Maria Brückl, damals noch Maria Liebhart, arbeitete als Musiklehrerin an seiner Seite. Im Duo traten die beiden im Rundfunk auf, kurz nach dem Krieg, in jenem eisigen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Winter, als man sich an der Musik aufrichtete, viel hingebungsvoller als heute, „es gab ja nichts anderes“. Maria Liebhart kämpfte sich mit dem Fahrrad durch den Schnee, das Akkordeon auf dem Rücken. Sie stürzte, ein paar Bassknöpfe sprangen ab. Beim Rundfunk hat man den Schaden noch rasch vor dem Auftritt zusammen geschraubt, Maria Brückl lacht, das waren Zeiten!

In den kommenden Jahren zog das Studio mehrfach um, es wurde gespachtelt, gestrichen, die Ehepartner waren Maurer, Anstreicher, Lackierer, Teppichleger, sie unterrichteten im Rückgebäude und in einer Wohnung im Nachbarhaus. Das Geld floss nicht reichlich, das hat es nie getan; für den Ruhm, einen kleinen wenigstens, sorgten die Auftritte des Akkordeon-Laienorchester, das sich vor allem aus Schülern zusammensetzte. 50 Mitglieder hat der Brücklsche Akkordeonverein heute, Maria Brückl dirigiert das Orchester, seit ihr Mann 81-jährig starb. 1982 war das, kurz vor einem der restlos ausverkauften Weihnachtskonzerte in der Musikhochschule. „Mein Mann hat gesagt: Wenn ich nimmer bin, musst du das Konzert halten, da kannst du zeigen, was du kannst.“ Und das, sagt Maria Brückl, höre sie ihr Leben lang. Nach diesem ersten Auftritt als Dirigentin hat es sie dann allerdings hinter der Bühne „zammghaut“, so schwer war der Verlust. Aber sie machte weiter, bis heute.

Donnerstag Abends säumen in der Wittelsbacher Hauptschule diese monströsen, mit grünem Filz ausgeschlagenen Akkordeonkästen den Flur, regelmäßig trifft sich hier das Orchester zur Probe, ein ganzes Jahr lang, bis zum Weihnachtskonzert. Bevor man in die benachbarten Kneipe ausschwärmt oder ins Münchner Umland zurück fährt, wird geübt, und zwar gerade so, wie die Dirigentin Brückl es vorgibt, und das heißt: ernsthaft. Ratschen verboten! Der „Bolero“ von Ravel soll es diesmal sein, Mozarts „Titus“, der „Teufelstanz“ von Hellmesberger. Wer nicht genug geübt hat, würde sich jetzt gern vollends hinter seinem Instrument verbergen. Aber das lügt ja nicht. „Falscher Ton!“ ruft Brückl von ihrem kleinen Podest her, „zwei, drei, vier“. Sie stöhnt „oooo!“ Sie zieht die Schultern hoch. Sie schüttelt den Kopf. Sie ruft „z’schpät“. Abbruch, Pause, Neuanfang. „Pschsch“, dann wieder „oooo- oh!“ – das Gesicht schmerzverzerrt, „zwei, drei, vier“, „bapabapa“, dann: „Sei mir gnädig!“

An der Wand des Handarbeitszimmers hängt ein Plakat, „Die Kleidung im Wandel der Geschichte“. Es gibt einen Glaskasten: „Der Flachs“, ein Bügeleisen wie zu Max und Moritz’ Zeiten und eine uralte Nähmaschine. Die Männer und Frauen im Orchester, denen das Akkordeon bis zum Kinn oder höher reicht, starren auf ihre Noten. Sie sind meist schon als Kinder zu den Brückls gekommen, inzwischen sind sie selbst Eltern, manchmal Großeltern. Maria Brückl singt den Takt: „Dieindiunddizweidiunddidreidi und di eins – geschlafen!“ Marialuise Attomir, die älteste Schülerin Brückls, ist seit 65 Jahren dabei, sie wippt mit dem Kopf im Takt, spielt aber nicht, Brückl geht zu ihr, deutet auf die Noten, fragt „sigst des?“ Attomir schüttelt den Kopf. Sie sieht heute kaum was, ihre neue Brille ist erst nächste Woche fertig, aber sie ist trotzdem gekommen. „Na“, sagt Brückl, „dann wart’st halt a bisserl.“

Es ist eine große, schwer zu erreichende Kunst: streng sein, ernsthaft sein, eine Autorität sein, die einen Haufen Laien zusammen hält – und die Freundschaft pflegen, das Familiäre. Maria Brückl fällt es leicht. „Sie ist streng“, sagt eine Schülerin. „Aber nie böse“, setzt Brückl dagegen. Die Schülerin nickt. „Wir wollen es so.“ Brückl ist eine, von der man sich korrigieren lässt – und die im Kreis ihrer fünfzig Orchestermitglieder trotzdem wie eine Freundin, eine Mutter, eine Oma da steht, „das Familienoberhaupt“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sagen die Orchestermitglieder. Man ist verbandelt, zwei Orchestermitglieder haben sich in den vergangenen Jahren sogar das Jawort gegeben. Zum Feiern besteht immer Grund. Und nicht selten ist es Maria Brückl, die als letzte nach Hause geht. Ihre Energie reicht am längsten.

Dort, in ihrer Wohnung neben dem Übungsraum, dröhnen die Glocken der Maximilianskirche durchs Wohnzimmer. Bald wird sich Maria Brückl einen Nachfolger oder eine Nachfolgerin für's Dirigieren suchen, nicht dieses Jahr, sagt sie, nicht nächstes, aber irgendwann. Sie sorgt sich um den Nachwuchs, all die Kinder, die nicht mehr zum Akkordeon finden, weil so ein Akkordeon teuer ist und für den heutigen Geschmack nicht den richtigen Ruf hat. Vielleicht hat das Akkordeon seine besten Zeiten ja bereits hinter sich, ein volkstümlicher Trumm, weithin unterschätzt, als Quetsche geschmäht und als Schifferklavier, dabei zu vielem, sehr vielem fähig. Maria Brückl sagt: „Das ideale Instrument.“

Auf ihrem Sofa sitzt eine Puppe im Kleidchen. Maria war fünf Jahre alt, ein „Giasinger Gwachs“, als sie die Puppe bekam. Jahrzehntlang lag sie unbeachtet in einer Kiste. Der Krieg hatte ihr zugesetzt, „fliegergeschädigt“ sei die Puppe gewesen, sagt Brückl. Die Zeit tat ihr Übriges. Vor ein paar Jahren hat Maria Brückl das beklagenswerte Ding hervorgeholt und den krautigen Schopf durch Echthaar ersetzen lassen, geflochtene lange, blonde Zöpfe. Die Puppe wurde ganz professionell aufgepäppelt, sie hat sogar neue Zehen bekommen, weil ihr die alten abhanden gekommen waren. Jetzt hat Maria Brückl ihre Puppe zurück. Mitten auf dem Sofa. Unweit des Kastens für das Akkordeon.

3) Die Sehnsuchtssucht

Sie hat Schluss gemacht, er hat das nicht ertragen. Warum nur, warum, wollte er wissen. Aber sie hat ihm keine Antwort gegeben. Da fing er an, sie zu bedrängen: E-Mails, SMS, Anrufe, er spionierte ihren Computer aus, passte sie nach der Arbeit ab. Jetzt sucht er Hilfe bei der Beratungsstelle „Stop Stalking“. Porträt eines Täters.

Von Verena Friederike Hasel, Der Tagesspiegel, 29.05.2009

Kontrolle würde er es lieber nicht nennen. Er hat sich in ihren Rechner eingehackt, ja, hat ihre E-Mails und auch sonst alles gelesen, was sie vom Computer aus schrieb, das stimmt, aber dafür gab es andere Gründe. „Ich hatte Sehnsucht nach Nähe.“ Anton Braune* sitzt in einem Café im Berliner Norden, ein paar Tische weiter sitzen zwei, die auch Sehnsucht nach Nähe haben. Ihre Hände verschränkt, schauen sie einander in die Augen, als gäbe es dort die Welt zu entdecken. Anton Braune blickt auf sein Mobiltelefon. Vor sieben Tagen, es war ein sonnenwarmer Feiertag, da konnte er nicht anders und hat ihr wieder eine SMS geschickt.

Es hätte eine von diesen dummen, aber nicht weiter tragischen Geschichten werden können. Ein Liebesversuch, missglückt, ein wenig Hin und Her, dann ein sauberer Schnitt. Stattdessen wurde Braune, als sich seine Freundin von ihm trennte, zum Stalker. Bedrängte sie mit Anrufen, Mails, SMS, suchte Kontakt zu ihren Vertrauten, passte sie nach der Arbeit ab. Vor zwei Monaten meldete er sich dann bei „Stop Stalking“, einer Beratungsstelle in Berlin-Steglitz. „Sie stalken und wissen nicht weiter?“, hatte er auf ihrer Website gelesen, und dass man Stalkern helfe, „wieder selbstbestimmt zu leben“. Dass der Täter, nicht nur das Opfer Hilfe braucht, erscheint zunächst abwegig, doch Wolf Ortiz-Müller, Psychologe und Leiter der Einrichtung, sagt: „Stalking wird manchmal wie eine Sucht erlebt.“

Es war meist nachts, dass Braunes Gedankenspur wieder einrastete an dieser Stelle, an der er nicht weiterkam. Dann griff er zum Telefon und brachte sein Unverständnis auf das 160-Zeichen-Format einer

SMS. Meist kam dabei „irgendeine quälende Frage“ heraus, die in der Vergangenheit herumstocherte wie in einer Wunde – warum sie ihm damals dieses oder jenes versprochen habe, warum sie dieses oder jenes nicht wenigstens versucht habe. Wenn die Nachricht das Handy verließ, war Braune für einen Moment erleichtert. Zwar lag seine Exfreundin nachts nicht mehr neben ihm, aber zumindest erschien er irgendwo dort draußen auf ihrem Display. „Man hat noch einmal Hallo gesagt, man ist immer noch da.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er sei kein typischer Stalker, sagt Braune und meint damit: kein schwarzer Mantel, kein Hang zur Gewalt. Stattdessen einfach ein Mann, der verlassen wurde und damit ein Problem hat. Das aber macht Braune typischer, als er denkt: Zwar ist Stalking – zu Deutsch: Jagen, Nachstellen – bekannt geworden durch Fälle, in denen psychisch Schwerstgestörte Prominente stalkten wie der Mann, der 1993 die Tennisspielerin Monika Seles verletzte, weil er ihre Rivalin Steffi Graf so verehrte. Doch laut einer Untersuchung in Deutschland handelte es sich nur bei zehn Prozent der Stalking-Opfer um Fremde, die Hälfte waren Expartner.

Wenn Braune über die Beziehung zu seiner Exfreundin spricht, dann greift der sonst so zurückhaltende Mann zu Superlativen – nie zuvor sei stärkeres Vertrauen da gewesen, nie mehr Tiefe, größere Bedeutung. Vor allem aber hat er noch nie so viel für eine Frau aufgegeben, nämlich sein ganzes Leben. Als Anton Braune Anja* bei der Arbeit kennenlernt, verlässt er die Mutter seiner Kinder, das eine noch ein Baby, und zieht gegenüber von Anja ein. Legt er den Kopf in den Nacken, dann kann er sie nun winken sehen. Mit habe er sich ziemlich viel vorstellen können, sagt Braune und meint damit eigentlich: alles. Gut möglich, dass diese Erwartungen Anja überfordern, sie ist Anfang 20, mehr als zehn Jahre jünger als er, vielleicht ist sie auch enttäuscht, weil Braune fast jedes Wochenende mit seinen Kindern verbringt. Auf jeden Fall trennt sie sich nach einem Jahr von ihm und tut dies so nebenbei, wie es in ihrem Alter wohl üblich ist. Eine Aussprache gibt es nicht, nur eine Benachrichtigung per SMS, und als Braune eines Tages wieder den Kopf in den Nacken legt, sieht er sie mit einem anderen Mann in ihrer Wohnung.

Dass sie sein Ausweg war, er für sie aber nur ein Weg von vielen, die sie ausprobiert, will Braune nicht in den Kopf. Zwar geht er arbeiten und kümmert sich um seine Kinder, aber zwischendurch flutschen ihm die SMS zwischen den Fingern hervor, fünf oder sechs Stück am Tag, er schreibt E-Mails, und einmal, es ist abends und schon dunkel, wartet er nach der Arbeit an der U-Bahn auf Anja. Er habe ihr nur Fragen gestellt, sagt er, aber er geht ihr dabei hinterher und hört auch nicht auf mit den Fragen, als sie den Schritt beschleunigt. Irgendwann fängt sie an zu rennen, auf ihre Haustür zu. Da habe er gemerkt, dass sie richtig Angst vor ihm habe, sagt Braune.

Diesen Moment, in dem das Verhalten kippt, bezeichnen Psychologen als neurotischen Sprung. Braune aber geht noch weiter. Er installiert ein Programm, mit dem er Anjas Computer ausspähen kann. Er habe, sagt er zur Erklärung, noch weiter an ihrem Leben teilhaben wollen, habe auch nach einer Erklärung gesucht, weil sie ihm ein klärendes Gespräch verweigert hätte. Anja bekommt heraus, was er da tut, sie droht mit einer Anzeige, bald darauf steht der Umzugswagen vor ihrer Tür. Zwei bis drei Monate vergehen, Braune beruhigt sich, die SMS werden seltener, da geschieht das Unfassbare: Eines Tages beantwortet Anja eine dieser SMS, stellt sogar eine Gegenfrage, sie gehen essen und werden wieder ein Paar. Und auch dieses Mal wird es böse enden.

Zu behaupten, dass ein Nein nicht unbedingt ein Nein ist, wäre zynisch gegenüber allen Stalking-Opfern, haben sie doch darunter zu leiden, dass ihre Zurückweisung nicht akzeptiert wird. Und doch kommt es offenbar vor, dass ein Nein wie im Fall von Braune wieder ein Ja wird. Das ist kaum zu verstehen, zeigt aber eins: Beziehungen eingehen und lösen ist kein eindeutiger Vorgang, mitunter leistet das romantische Liebesideal Tendenzen, den anderen zu bedrängen, noch Vorschub. Ist der Minnesänger, der nicht müde wird, die Unerreichbare anzubeten, nicht auch ein Stalker? Ist ein Film wie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Reifeprüfung“, in dem Dustin Hoffmann die Frau, die er liebt, im letzten Moment vom Altar wegzerrt, vor dem sie gerade einen anderen heiraten will, nicht der Sieg eines Liebeskranken?

Dass sie wieder ein Paar sind, soll möglichst keiner erfahren. Anja schämt sich, schließlich hat sie allen erzählt, dass Anton Braune ein Stalker ist. Doch mit so einem Erbe kann eine Beziehung wohl nicht gelingen, der Liebe zweiter Teil vollzieht sich wie der erste, nur im FastforwardModus. Dieses Mal macht Anja schon nach drei Monaten Schluss, am Telefon, bald danach ist sie wieder mit dem Mann zusammen, den Braune schon einmal in ihrer Wohnung sah.

Dass das letzte klärende Gespräch erneut ausbleibt, ist wie der Refrain in Braunes Rede. „Sie hätte die Trennung verargumentieren müssen“, sagt er, wiederholt diese Formulierung, als wolle er nicht wahrhaben, dass man manches nicht verstandesmäßig erfassen kann, sondern einfach aushalten muss. Diese Tendenz der Stalker, sich an einem letzten Gespräch festzubeißen, kennt Wolf Ortiz-Müller von „Stop Stalking“. „Sie glauben, sie können erst mit der Sache abschließen, wenn sie es noch einmal richtig erklärt bekommen.“ Tatsächlich ähneln die vermeintlich letzten Gespräche der Hydra aus der griechischen Sagenwelt: Ist ein Kopf des Ungeheuers abgeschlagen, wachsen ihm sogleich zwei neue. Ebenso taucht mit jeder Erklärung, die der Stalker von seinem Opfer gewährt bekommt, meist der Wunsch nach einer weiteren auf. Braunes Verbindung zu Anja ist das Handy, darin ähnelt er vielen Stalkern. In einer Befragung von deutschen Opfern gab etwa die Hälfte an, via Handy belästigt worden zu sein. Moderne Kommunikationsmittel wie Mobiltelefon und E-Mail leisten dem Vorschub, was Psychologen als mangelnde Impulskontrolle bezeichnen: Man muss nichts mehr aushalten, muss sich nicht mehr gedulden, man hat sofortigen Zugriff auf den anderen.

Und so ist es auch die moderne Technologie, derer Braune sich bedient, als er nach der endgültigen Trennung nicht weiterweiß. Es kommt noch schlimmer als beim ersten Mal, seine SMS sind nun nicht mehr bittend, eher wütend, und in einer E-Mail stellt er Hunderte von Nachrichten zusammen, die er im Laufe der Beziehung von Anja bekommen hat – ihre SMS hat er alle auf dem Computer eingespeist – und verschickt die Sammelnachricht an ihre Freunde, alles Menschen, denen sie verheimlicht hatte, dass sie wieder mit ihm zusammengekommen war. War das Rache? Zum Teil, sagt er, wichtiger sei

etwas anderes gewesen: „Ich wollte zeigen: Hallo, ich war da, es gab mich, egal was sie behauptet.“

Durch ihre Ignoranz habe Anja ihn ausgelöscht, wird Braune später sagen. Warum er das so empfindet, ist Thema in den Gesprächen bei „Stop Stalking“. „Jemand anders an seiner Stelle würde sagen: Rutsch mir doch den Buckel runter, meinst du, ich finde keine andere“, sagt Ortiz-Müller. Und auch Anja wäre damit geholfen, wenn Braune das so empfände, dann würde er sie endlich in Ruhe lassen. Bislang haben Ortiz-Müller und seine Kollegen mit 80 Stalkern gearbeitet, meist sind es Männer, manchmal werden sie auch von der Polizei geschickt, seit 2007 ist Stalking ein Straftatbestand. Die maximal 15 Sitzungen sind kostenlos, bislang hat sich „Stop Stalking“ über Bußgelder von Stalkern und Spenden finanziert. Wie es nach 2010 weitergeht, ist noch nicht geklärt. Die Einrichtung, die bundesweit einmalig ist, sitzt zwischen den Zuständigkeiten des

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Senats für Inneres, Justiz, Gesundheit und Frauen, richtig zuständig fühlt sich niemand. Überhaupt ist die Arbeit schwer: Wer sich mit Tätern befasst, wird

viel gescholten, aber für Ortiz-Müller ist Stalking-Beratung der beste Opferschutz. „Nur die Stalker können zu der Erkenntnis kommen, endlich aufzuhören.“

Er merke, sagt Braune, dass die Beratungsgespräche – bislang hatte er vier – ihn dahin zu lenken versuchen, dass das Problem auf seiner Seite liege. Und tatsächlich meldete er sich selbst bei „Stop Stalking“, nachdem er die Nachricht an Anjas Freunde geschickt hatte. In diesem

Moment habe er begriffen, sagt er, dass er so nicht weitermachen könne. „Ich komme von dem Level meiner Gefühle einfach nicht runter.“ Noch immer schaut er manchmal zu dem Fenster hoch, hinter dem Anja stand. Noch immer schreibt er ihr, wenn die Fragen mal wieder kreisen, eine SMS. Aber die Abstände zwischen den SMS werden von Mal zu Mal länger.

* Name geändert

4) „AD“ heißen die kleinen Kunden – „AD“ steht für alt und doof

Verkaufen, verkaufen, verkaufen... Wie die Finanzkrise die Ordnung einer Filialbank durcheinanderbringt. Unser Reporter Uwe Hildebrandt hat nach wochenlangen Gesprächen mit Bankmanagern und Beratern in Braunschweig und Umgebung die Geschichte der Finanzkrise geschrieben. Alles stimmt, außer den Namen.

Von Uwe Hildebrandt, Braunschweiger Zeitung, 9.4.2009

Montag, 8. September 2008

Der Chef einer Braunschweiger Filialbank schaut in die müden Gesichter seiner Berater, es ist Montag morgen, 8.30 Uhr, die erste Besprechung der Woche. Der Ton des Filialleiters ist schon scharf:

"Leute, jeder schafft mir dieses Jahr 120 neue Kunden ran, gerne auch Omis. Wer nicht rechnen kann: Das sind 10 pro Monat!"

Sein Blick bleibt hängen bei Felix Meisbach, einem seiner Berater, 42 Jahre alt. Der hinkt mit seinen Zahlen weit hinterher, er muss verkaufen, verkaufen, verkaufen...

Meisbach hat in gut acht Monaten erst 32 Neukunden gemeldet, auf 120 muss er kommen. Doch er will anders jagen, will noch viel mehr Geldanlagen verkaufen, und das geht am besten bei seinen Stammkunden.

Dem Berater Meisbach geht es um seine Bonuszahlung, also das Geld, das er am Ende des Jahres zusätzlich zu seinem Gehalt bekommt. 10 000 Euro hat er eingeplant – und die bekommt er, wenn er für seine Bank Provisionen in Höhe von 320 000 Euro einfährt.

Der Anlageberater schaut am Computer die Konten seiner Kunden durch: Bei wem laufen bald Bundesschatzbriefe aus? Oder Bausparverträge?

Da springt ihm ein prall gefülltes Giro-Konto ins Auge. 4200 Euro sind bei dem 33-jährigen VW-Ingenieur aufgelaufen. Meisbach wählt sofort seine Nummer.

"Wir sollten mal über Anlagen reden! Bei Ihnen geht da was", fällt der Anlageberater mit der Tür ins Haus. "Wann haben sie Zeit?" Der VW-Ingenieur zögert eine Weile. "Ich stecke gerade voll in Projekten", antwortet er. Nur mit Schwierigkeiten lässt sich ein Termin für ein Beratungsgespräch festklopfen.

Felix Meisbach hat gerade aufgelegt, da ruft die junge Mitarbeiterin von der Infotheke an – die "Sunny" genannt wird, schlecht bezahlt wird, aber darüber entscheidet, welcher Berater einen Kunden bekommt, der einfach so in die Bank gestiefelt ist.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Kunde dürfte um die 50 sein, er redet mit ihm über das Wetter, das geht immer. Doch der Kunde will schnell zur Sache kommen.

"Ich bin Busfahrer, aber die haben mich rausgeschmissen. Ich will was mit meiner Abfindung machen!", sagt der Kunde. Meisbach ruft am Computer dessen Daten auf.

Der Busfahrer hat schon lange ein Girokonto bei der Bank. Ein Beratungsgespräch hatte er immer abgelehnt, auf seinem Sparbuch waren bis vor kurzem 300 Euro.

"8000 Euro haben Sie mitgebracht, da fällt uns schon was Schönes ein", sagt der Berater, freundlich wie gelernt, und geht mit ihm das Formblatt "Wertpapierhandelsgesetz" durch. "Das ist Vorschrift."

"Wollen Sie eine gute Rendite einfahren?", fragt Meisbach. Der Busfahrer überlegt kurz, dann murmelt er: "Ich will kein Geld verlieren, na klar – Rendite ist gut".

Der Berater hat mit dieser Antwort gerechnet, rät: "Nehmen Sie am besten die höchste Risikoklasse, dann halten Sie sich alle Anlagemöglichkeiten offen, sie bleiben am flexibelsten!" – und macht ein Kreuz ganz unten bei 4c. Höchstes Risiko!

Der Busfahrer unterschreibt, ohne noch einmal durchzulesen, was in dem Formular steht:

"Sie haben außergewöhnlich hohe Ertragserwartungen, für deren Realisierung Sie bereit sind, sehr hohe Kapitalschwankungen und kalkulierbare Verlustrisiken bis hin zum Totalverlust in Kauf zu nehmen."

"Bis zum Totalverlust", aber das liest der Busfahrer nicht.

Der Anlageberater macht ihm ein Zertifikat schmackhaft, zeigt ein Prospekt, das so aussieht, als ob die "Index-Anleihe" direkt von seiner Bank stammt.

Der Busfahrer fragt nicht viel, ihn lockt eine Verzinsung mit 10 Prozent bei steigenden Aktienmärkten – und immerhin "100-prozentiger Kapitalschutz", wenn es nicht so gut läuft. Für die zweite Hälfte des Geldes kauft der Busfahrer Anteile an Aktienfonds.

"Er wolle im Notfall schnell an sein Geld kommen", sagt er, der gerade seine gesamte Abfindung risikoreich angelegt hat – und fragt noch, ob alles sicher sei. Der Berater antwortet: "Sonst würde ich es Ihnen nicht anbieten."

"Peanuts!", murmelt der Berater, als der Busfahrer gegangen ist. Er braucht größere Summen.

Auf seinem Schreibtisch stehen das Bild seiner Freundin, einer brünetten Bankkauffrau der Konkurrenz-Bank, und zwei Bronze-Figuren: Ein Bulle und ein Bär.

Die beiden Tiere sind auch an der Wallstreet, der New Yorker Börse, heimisch. Sie passen zu mir, sagt sich Felix Meisbach. Er fühlt sich als echter Banker. Der Bulle steht für steigende Kurse, für die Hausse, wie Aktienhändler sagen. Der Bär steht für sinkende Kurse, die Baisse. Meisbach liebt die Dynamik der Märkte, das Spekulative – vor allem wenn alle wie verrückt Aktien kaufen, ohne guten Grund. Wenn Individuen zu Lemmingen werden.

Der Abteilungsleiter hat sich leise genähert, hat Gel in den Haaren und ist acht Jahre jünger als der Berater, der den Karriere-Posten gerne bekommen hätte. "Was ist los mit Ihnen?", fragt er Felix Meisbach. "Alles paletti!", antwortet der.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dann sei wohl seine Selbstwahrnehmung getrübt, hört er, bei der Neukundenwerbung sei er einer der schlechtesten. "Die Zielvorgaben sind doch nicht okay", wirft Felix Meisbach ein, "das wissen Sie selbst. Ihr zieht die Daumenschrauben immer mehr an, das ist unmenschlich."

Das interessiere ihn nicht, sagt der Abteilungsleiter, er empfiehlt mehr Gelassenheit.

Dienstag, 9. September 2008

Die Bundesschatzbriefe einer 81-jährigen langjährigen Kundin laufen aus, Felix Meisbach ruft sie gleich am Morgen an. Sie freut sich, ist ein Gespräch in der Bank doch eine willkommene Abwechslung. Das hört ein Kollege, der sich gerne über die kleinen Kunden lustig macht – das Publikums- oder Retail-Geschäft, wie es die Banker nennen.

"AD-Kunden", so nennt sein Kollege die kleinen Kunden. AD steht für – alt und doof. Die Berater leben in zweiten Welten, die einen wie Meisbach haben 1000 AD-Kunden, die anderen haben gerade mal 300 Kunden, mit denen sie auf dem Golfplatz verkehren, und verdienen schon mal eine sechsstellige Summe im Jahr.

Der Golfplatz-Berater will nur wissen, welchen Wein ein Kunde gerne trinke – den zuvor Felix Meisbach beraten hatte. Deutsche Weine, erinnert sich Meisbach, vorzugsweise Rheingau, Lenchen Rosengarten.

Zu Beginn der Mittagspause werden die Anlageberater in den Versammlungsraum gerufen. Der Vertriebsexperte aus der Zentrale stellt einen neuen Aktienfonds vor, der unters Volk gebracht werden soll. "Denken Sie daran: Sie dürfen nicht auf Anfragen warten, sie müssen die Fonds offensiv anbieten. Es geht um unser Geld, es geht um Ihr Geld", sagt er und wechselt zum neuen Bauspar-Tarif:

"Ruft mal Omi an und dreht die Bundesschatzbriefe in Bausparverträge." Meisbach verdreht die Augen, er fragt sich, was eine alte Frau mit einem Bausparvertrag anfangen soll, kurz bevor sie ins Altenheim geht. Aber er weiß auch: Bausparverträge werfen saftige Provisionen ab – auch für ihn.

Am Ende stellt der Vertriebsexperte noch ein neues Zertifikat vor. "4 x 5 % Deutschland Garant Anleihe". Meisbach blättert das kleine Faltblatt durch, das an die Kunden verteilt wird. "Das ist doch von Lehman Brothers. Auf dem Blatt steht aber überall der Name von unserer Bank."

Der Vertriebsexperte kräuselt die Stirn, dann sagt er leise: "Ich sagte doch, dass wir mit unserem eigenen Logo besser verkaufen. Wer kennt schon Liiimäään? Da denken die Leute doch an Abzocker. Aber wenn Sie genau schauen, dann sind wir ganz korrekt. Unter ‚Produkteigenschaften‘ ganz am Ende steht in der Zeile Emittentin: Lehman Brothers Treasury Co. B.V. Noch Fragen?"

Meisbachs Kollegin Monika fragt noch, wie sie's den Kunden erklären solle. Die Abteilungsleiter gucken genervt auf ihre Uhren. "Das fragt keiner, das muss man nicht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

erklären", sagt der Vertriebsexperte abweisend: "Und wenn doch jemand fragt, dann lassen Sie sich etwas einfallen."

Ein Manager, der die Millionen-Kunden berät, kommt zufällig hinzu und sagt nur: "Das Produkt kopieren Sie hier alle sowieso nicht, das ist höchste Mathematik, dafür haben die Investment-Banken eine Handvoll toptalentierter Spinner", und nestelt an seinem Armani-Jackett.

"Wenn ein Kunde kritisch nachfragt, dann erklärt man ihm einfach immer wieder, wie viel er damit verdienen kann. Dann gibt er bald Ruhe", ergänzt er.

Der Tag ist für Felix Meisbach gelaufen. Vergeblich wartet er auf den VW-Ingenieur, der eine Stunde nach dem vereinbarten Termin schreibt, er habe spontan nach Posen fliegen müssen.

Felix Meisbach macht Feierabend, trinkt am Bohlweg einen Latte Macchiato, schaut auf das Schloss. Das beruhigt ihn ungemein.

Ausblick: In der nächsten Folge lesen Sie, wie verzweifelt Felix Meisbach versucht, seinen potentesten Kunden zu halten. Sein Abteilungsleiter setzt ihn immer stärker unter Druck.

5) Ein gebranntes Haus

Fünfmal binnen Wochen wurde in einem Altbau in Berlin-Moabit Feuer gelegt – eine Frau ist tot, andere Mieter fürchten um ihr Leben

Von Renate Meinhof, Süddeutsche Zeitung, 28.3.2009

Wenn Dunkel in den Hof sinkt, in die Flure dringt und das Treppenhaus in Besitz nimmt, gerinnt jedes Geräusch zu Angst. Das Knarren im Seitenflügel rechts. Still mal. Was ist das? Die Tür, die ungebremst ins Schloss fällt, ihr Nachhall, vorn, im dritten Stock. Die Schreie der geifernden Katzen im Hof.

Aber die Stille ist noch schlimmer.

In der Huttenstraße 69, Berlin Moabit, hat es fünfmal gebrannt, fünfmal in acht Wochen. Erst waren es nur Kellerverschläge, dann starb ein Mensch. Irena Wieczkowski aus dem Hinterhaus, Quergebäude, zwei Tage nach dem vierten Anschlag starb sie in ihrer verbrannten Haut. Der Anschlag war in der Nacht zum 17. März, um 1 Uhr 14 ging bei der Feuerwehr der Notruf ein. Zuerst brannten die Wohnungstüren. Hatte jemand sie mit Brennbarem besprüht? (Das sagen Mieter im Vorderhaus und tasten voll Angst mit Händen und Nasen ihre eigenen Türen ab.) Dann griffen die Flammen nach dem gedrechselten Holz der Geländer, schwärzten die Wände und tobten sich aus. So ging das ganze Treppenhaus in glühenden Lohen unter. Frau Wieczkowski hatte dem Pochen des Feuers nachgegeben, die Tür geöffnet. Da brannte auch sie, und mit ihr der Hund.

Die Wohnungsverwaltung bestellt einen Wachmann für das gebrannte Haus, lässt die Schlösser der Eingangstür reparieren, zwei Flügel Schutz. Vor wem?

Nur 48 Stunden nach dem Tod von Frau Wieczkowski Flammen auf dem Treppenabsatz im Seitenflügel, sechster Stock. Die Feuerwehrmänner holen 28 Mieter aus dem Qualm ins Freie. Eine Frau muss ins Krankenhaus. Die Hausverwaltung stellt einen Wachmann vors Vorderhaus, einen zweiten in den Hof. Alle 20 Minuten Patrouille durch alle drei Treppenhäuser. Niemand darf mehr rein, der in der 69 nichts zu suchen hat.

Raus wollen fast alle. Wer kann noch wohnen in so einem Haus? Andrea Bandlow von der Immobilienverwaltung Goal sagt: „Es scheint ja jemand massiv dieses Haus vernichten zu wollen.“ Sie seien alle sehr betroffen. Jetzt kümmert man sich um Ersatzwohnungen für diejenigen, die um ihr Leben fürchten.

Irmgard Stricker, Vorderhaus, vierter Stock, fürchtet um ihr Leben, ja . . . aber raus will sie nicht. Jetzt nicht mehr, nicht mit 85, nicht nach 48 Jahren in diesen Mauern.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Irmgard, lebst du noch?“, hat eine Bekannte sie am Telefon gefragt. Aber rüber, wie sonst, kam sie nicht. Sie wohnt

nur zwei Häuser weiter. Frau Stricker hat die Flucht aus Pommern überlebt, den Einmarsch der Russen in Berlin, Bomben und Granaten und Hunger. Sie sagt: „Das ist ein Wahnsinniger, der das hier macht. Der kennt sich aus. Aber für

mich ist es jetzt zu spät.“ Unter Frau Stricker wohnen Hawalis. Nicole aus Friedrichshain und Mohamed aus Palästina mit Hamza und Hisham, den kleinen Söhnen. Mohamed Hawali schläft nachts jetzt auf dem Sofa im Wohnzimmer, dessen Fenster in den Hof geht. Das Fenster hält er offen. Falls „er zuschlägt, der Feuerteufel“, riecht Mohamed es gleich und kann Alarm geben. Nicole Hawali sagt: „Wenn es einer von uns ist, ein Mieter? Der sich rächen will für was weiß ich?“ Hawalis wollen raus. 88 Quadratmeter, 643 Euro warm. War schön, sagt Nicole Hawali. Für Hisham hat sie vom Einkaufen ein Spieltelefon mitgebracht, das hat große blinkende Tasten. Wenn Hisham draufdrückt, macht es gewaltig Lärm. Es klingt, als kämen zwei Feuerwehrwagen auf einmal.

Hallig wirkt das Haus, wie tot. Keine Fußmatten mehr vor den Türen, keine Kinderwagen, Fahrräder, nichts, was brennen könnte.

Senada Budic hat mit ihren zwei Kindern im Hinterhaus gewohnt, Frau Wieczkowski gegenüber. Frau Budic tritt auf die Straße, vor sich den Kinderwagen. Darin ein roter Staubsauger, den sie aus ihrer verkohlten Wohnung geholt hat. Auf dem Staubsauger sitzt ihr älterer Sohn. Zwei Fotografen stürzen sich auf die beiden, ein Kamerateam. „Du schöne Frau, du nehmen Sohn auf Arm, ich machen Foto“, sagt einer der Deutschen zu Frau Budic.

„Nein, ich will kein Foto“, ruft sie ihm zu, dreht sich weg. Geht in den Regen. Sie sagt, sie habe nie eine Versicherung gehabt. Die Wohnung, schräg gegenüber der Huttenstraße 69, die sie jetzt von der Verwaltung bekommen hat, ist leer. Senada Budic steht vor dem Nichts, in jeder Hinsicht. Mit ihrem Sohn auf dem Staubsauger im Wagen geht sie weiter. An der Ecke zur Rostocker Straße schon hat sie der Regen verschluckt.

Die Polizei ermittelt wegen Brandstiftung mit Todesfolge. Alle Mieter wurden befragt. Längst tun Spezialisten ihre Arbeit. Lesen die traurige Sprache der Trümmer. „Man kann im Schutt noch vieles finden“, sagt Michael Schultz, der 23 Jahre lang das 3. Berliner Brandkommissariat geleitet hat. „Der Fall Huttenstraße sticht aus allem traurig hervor.“

Seitenflügel rechts, der Wachmann macht seine Runde im Treppenhaus, folgt dem Echo der eigenen Schritte. Ganz oben ist alles verkohlt. Er sagt: „Ist schon unheimlich hier, aber man gewöhnt sich auch daran.“ Im Hof stiebt der Wind eine Plastetüte durch die Luft. Zaust sie, bläht sie. Ein flacher Zaun fängt sie ein. Da rattert sie nun.

Besser als nur Stille.

6) Bei Geld hört diese Freundschaft nicht auf

Arm und Reich, Hartz IV und Gutverdiener – obwohl Elena und Arlena aus extrem unterschiedlichen finanziellen Verhältnissen kommen, sind sie ein eingeschworenes Duo. Dies ist die Geschichte von zwei ungewöhnlichen Mädchen, die sich über alle sozialen Grenzen und gesellschaftlichen Tabus hinwegsetzen.

Von Miriam Opresnik, Hamburger Abendblatt, 11.02.2009

Über Geld spricht man nicht. Man hat es. Das sagen zumindest einige Menschen. Meistens sind es die, die Geld haben.

Über Geld sprechen sie nicht. Das sagen Arlena (14) und Elena (12). Sie sprechen nicht darüber, wie viel Taschengeld sie bekommen, was eine Jeans bei H&M kostet oder wie teuer die CD von Tokio Hotel ist. Sie sprechen nicht darüber, warum Arlena auf eine Privatschule gehen kann und Elena nicht. Wieso die eine von ihnen Geld hat und die andere nicht. Sie sprechen nicht darüber, weil Geld in ihrer Freundschaft nicht wichtig ist. Im Leben schon.

Die beiden Mädchen wohnen in Oldenfelde in Rahlstedt, nur wenige Kilometer voneinander entfernt. Und doch leben sie in zwei Welten. Arlena geht auf die Nena-Schule und trifft sich nachmittags mit ihren Freundinnen zum Shoppen oder Schwimmen. Sie wohnt mit ihren Eltern in einem Haus, fährt im Urlaub Surfen oder ins Disneyland und hat eine Reitbeteiligung. Elena hat nichts davon. Sie besucht eine staatliche Haupt- und Realschule und wohnt mit ihrer Mutter in einer Wohnung. Sie geht nachmittags nicht einkaufen oder ins Kino. Sie geht in den Kindertreff Oldenfelde – eine Anlaufstelle für Kinder aus sozial schwachen Familien.

Es sind Kinder, deren Eltern arbeitslos sind, Hartz IV bekommen. Die wenig Geld haben und noch weniger Perspektiven. Es sind Kinder, die Sozialgeld beziehen und laut einer Definition des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes als arm gelten. Kinder, die 211 Euro monatlich bekommen – 60 Prozent der Regelleistung der Erwachsenen. Das Bundessozialgericht hat jüngst entschieden, dass die Kürzung der Hartz-IV-Leistung für Kinder gegen das Grundgesetz verstößt. Dass die Kinder zu wenig Geld bekommen, sagten die Richter nicht. Das sagt Elena.

„Geld ist doof“, sagt sie und meint: Kein Geld zu haben ist doof. Kein Geld für eine „Bravo“ oder einen Lippenstift, ein paar Diddl-Sticker oder die richtige Jeans. So eine, wie sie alle aus ihrer Klasse tragen. Eine Röhrenjeans. Eine, die unten eng ist – und nicht weit, so wie ihre Jeans. Sie ist aus der Kleiderkammer. Elena stört es nicht, dass ihre Jeans gebraucht ist. Aber dass sie damit anders aussieht als ihre Klassenkameradinnen, das stört sie. „Die fragen immer, warum ich so komische

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Klamotten trage“, sagt Elena. Meistens antwortet sie nicht. Aber sie wünscht sich, irgendwann genug Geld zu haben. Geld, um so zu sein wie die anderen. Um nicht aufzufallen, um sich einzufügen. In die Klasse. Die Gesellschaft.

Geld regiert die Welt. Heißt es. Geld spaltet die Welt. Glaubt Arlena. Es spaltet die Welt, trennt die Menschen, kategorisiert in Gruppen. Schichten. In solche, die es haben und die es nicht haben. Und meistens haben die einen mit den anderen keinen Kontakt. Freundschaft? Selten!

„Uneigennützig Freundschaft gibt es nur unter Leuten gleicher Einkommensklasse.“ Das hat der verstorbene US-Industrielle Jean Paul Getty einmal gesagt. Mehr als ein Vierteljahrhundert ist seit dem Tod von Getty vergangen, doch viel geändert hat sich seitdem nicht. Das sagt Astrid Trampert (47), die Mutter von Arlena und Leiterin des Kindertreffs Oldenfelde. „Schon bei den Kindern kann man eine Verbindung zwischen sozialer Herkunft, Freizeitverhalten und Freundschaft feststellen“, sagt Astrid Trampert. Das fängt bei Kindergeburtstagen an und endet bei Elterngruppen, die „unter sich bleiben wollen“. In den Kindertreff kommen 20 bis 30 Kinder täglich, mehr als 90 Prozent stammen aus sozial schwachen Familien. Andere Kinder kommen fast nicht. „Die gehen zum Musikunterricht oder in den Sportverein – aber nicht zu uns“, weiß Astrid Trampert. Von ihren eigenen Kindern.

Es klingt wie ein Klischee, wie ein Gesellschaftsbild aus alter Zeit. Es klingt nach einer Zeit, in der Arm und Reich unter sich geblieben sind. Es klingt nach überholten Vorstellungen, in denen die Tochter aus gutem Haus nicht mit einem Jungen aus der Arbeiterklasse befreundet sein darf. Es klingt nach Zuständen, die längst vorüber zu sein scheinen. Und doch andauern. In Oldenfelde. In Rahlstedt. In Hamburg.

Geld ist nicht alles, sagt man. Aber ohne Geld ist alles angeblich nichts. Elena weiß natürlich, dass es Wichtigeres als Geld gibt. Aber es gibt nicht vieles, findet sie. Gesundheit, klar. Und Freundschaft vielleicht. Aber die hängt ja auch irgendwie wieder mit Geld zusammen. Ihre meisten Freundinnen kennt Elena aus dem Kindertreff. In der Schule ist sie nur mit einem Mädchen befreundet. Einer Afrikanerin. Sie hat zwar ein bisschen mehr Geld, ist aber eine Außenseiterin wie Elena. Und dann gibt es natürlich noch Arlena. Die beiden Mädchen haben sich vor rund vier Jahren im Kindertreff kennengelernt. In einem Alter, als Geld noch keine Rolle spielte. Als sie zu jung waren, um alleine was zu unternehmen – und Geld auszugeben. Und das ist bis heute so geblieben. Meistens treffen sie sich bei Elena zu Hause und spielen mit ihren Haustieren, den drei Katzen und dem Hund. Manchmal geht Elena aber auch mit Arlena zu ihrem Pflegepferd und darf reiten. Kostenlos natürlich. Ihre Tierliebe verbindet die Mädchen. Mehr als Geld es jemals könnte.

Neid ist kein Thema, soziale Unterschiede kein Tabu. Wenn die beiden zusammen schwimmen gehen wollen, zahlt Arlena für Elena das Geld, das sie nicht hat. Manchmal ist das ein Euro, manchmal der ganze Eintritt. Das ist doch normal, findet Arlena. Für sie ist es normal, Elena zu helfen. So wie ihr Freundinnen auch schon geholfen haben, wenn sie mal zu wenig Geld mithatte. Für Elena ist das nicht normal. Sie weiß, dass Arlena etwas Besonderes ist. Dass ihre Freundschaft besonders ist. Manche Kinder, glaubt Elena, schließen sie mit Absicht aus. Behandeln sie von oben herab und tun so, als ob sie was Besseres sind. Andere hingegen würden gar nicht merken, dass sie Elena ausschließen. Sie merken nicht, dass Elena einfach nicht mitkommen kann, wenn sie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sich in der Eisdiele oder dem Shoppingcenter treffen, weil ihr das Geld dafür fehlt. Vielleicht merken sie noch nicht einmal, dass Kinder wie Elena nie dabei sind. Weil Kinder wie Elena nachmittags andere Sachen machen. Sachen, die kein Geld kosten. Oder bei denen sie Geld verdienen. Auch mit zwölf schon.

Die Farbe des Geldes ist für Elena gelb. Nicht blau wie ein 20-Euro-Schein oder silbern wie eine Münze. Sondern gelb wie ein Postkasten. So einer, wie sie ihn regelmäßig von einer Freundin ihrer Mutter bekommt. Voll mit leeren Briefumschlägen, aus denen Elena die abgestempelten Briefmarken ausschneidet. Für Sammler. Die zahlen ihr 14 Euro für ein Kilo Briefmarken. Zwei Stunden braucht sie zum Ausschneiden. Jeden Tag, drei Wochen lang. Dann hat sie das Kilo voll. Das Geld zahlt sie ein, auf ihr Sparkonto. Für schlechte Zeiten. Elena weiß, dass sie und ihre Mutter Kerstin (39) mal mehr und mal weniger Geld haben. Je nachdem, ob ihre Mutter einen Job hat oder nicht. So wie jetzt.

Letztes Jahr hat sie ein paar Monate als Altenpflegerin gearbeitet, nachdem sie jahrelang arbeitslos war. Aber dann wurde bei ihr ein Herzfehler festgestellt und sie musste den Job aufgeben. Seitdem leben Mutter und Tochter von Hartz IV.

1014,67 Euro bekommen sie monatlich. Rund 565 Euro sind für Miete und Heizung. Zur Sicherung des Lebensunterhalts bekommt Elenas Mutter den vorgeschriebenen Satz von 351 Euro plus 42 Euro Mehrbedarf, weil sie alleinerziehend ist. Elena erhält 154 Euro Kindergeld sowie 57 Euro Sozialgeld, sodass sie insgesamt auf den vorgeschriebenen Satz für Hartz-IV-Kinder von 211 Euro kommt. Das Kindergeld ist zwar am 1. Januar erhöht worden, mehr Geld erhält Elena aber zukünftig nicht, weil es mit den Sozialleistungen verrechnet wird. Das meiste Geld, sagt Elenas Mutter, gibt sie für Lebensmittel, Haushaltsartikel und Kleidung aus. Aber genau sagen kann sie das nicht. Sie führt kein Haushaltsbuch, hat keinen Überblick über Einnahmen und Ausgaben. Als Kind hat sie die Sonderschule besucht, nie einen Abschluss gemacht. Erst mit 30 hat sie lesen und schreiben gelernt. Darauf ist sie stolz. Doch Zahlen sagen ihr bis heute nichts. Sie kann mit Geld nicht umgehen. Hat nie gelernt, damit hauszuhalten.

Aber sie spricht gerne über Geld. Darüber, dass sie alle Klamotten gebraucht kauft, um zu sparen. Darüber, wie gerne sie arbeiten gegangen ist und Geld verdient hat. Viel mehr als jetzt hat sie damals zwar nicht bekommen. Nur rund 400 Euro.

Aber das Gefühl sei so gut gewesen. Das Gefühl, eigenes Geld zu verdienen – und nicht vom Staat abzukassieren. „Dass wir jetzt weniger Geld haben, ist nicht so schlimm wie das Wissen, dass wir von anderen abhängig sind“, sagt Kerstin.

Doch egal, wie wenig sie hat, sie legt jeden Monat etwas zurück. So wie Elena. Damit sie sich ab und zu was leisten können. Einen Überzug für das alte Sofa, eine künstliche Blume für die Wohnung. Gemütlich soll es bei ihr sein. Damit Elena zumindest zu Hause nicht merkt, dass das Geld knapp ist. Die Vorhänge sind alt, aber frisch gewaschen, die Möbel im Kinderzimmer gebraucht gekauft, aber gut erhalten, und der Flachbildschirm im Wohnzimmer – „der ist ein Geschenk“, sagt Kerstin.

Sie raucht nicht, sie trinkt nicht. Sie geht nicht ins Theater und hat kein Auto. Ihr einziger Luxus sind drei Katzen. Sie sind mehr als Haustiere, mehr als Spielkameraden. Für Kerstin und Elena bedeuten sie ein Stück Normalität. Sie sind ein Teil der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Freundschaft zwischen Arlene und Elena – und sie sind ein Stück Hoffnung. Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Sobald die Katzen groß genug sind, wollen Mutter und Tochter Katzen züchten – und verkaufen. Um Geld zu verdienen. „Wenn das nicht klappt, werde ich Tierärztin oder Sängerin“, sagt Elena. Bei „Deutschland sucht den Superstar“ will sie aber nicht antreten. „Ich will mich doch nicht zum Affen machen“, sagt sie. „Ich will nur viel Geld verdienen.“

Jeden Tag geht sie in den Kindertreff Oldenfelde und übt an der Karaoke-Anlage. Dann greift sie sich das Mikrofon, singt zur Playback-Musik Lieder und träumt davon, berühmt zu sein. Und reich. Manchmal trifft sie sich auch mit Arlena im Kindertreff. Sie ist nicht so oft da wie Elena. Vielleicht ein- oder zweimal die Woche. An den anderen Tagen geht sie reiten oder schwimmen. Je nachdem, wozu sie und ihre Freundinnen Lust haben. „Entscheidend ist nicht, wie teuer etwas ist, sondern wie viel Spaß etwas bringt“, sagt Arlena.

Es ist das Geheimnis ihrer Freundschaft. Eine Freundschaft, die vielleicht selten ist, aber nicht anders als andere. Eine Freundschaft, in der es wichtig ist, Spaß zu haben. Glücklich zu sein.

Geld macht nicht glücklich. Sagt man. Aber es beruhigt. Es beruhigt Astrid Trampert, dass sie und ihr Mann Arbeit haben und genug Geld verdienen, um ihren Kindern eine gute Schulbildung zu finanzieren, Wünsche zu erfüllen. Egal, ob sie ein paar neue Schuhe oder eine CD haben möchten – Arlena und ihre sieben Geschwister bekommen, was sie brauchen. Verwöhnt werden sie aber nicht, das ist den Tramperts wichtig. Rund 150 Euro kostet das Schulgeld für Arlena, 50 Euro die Reitbeteiligung. Zwischen 50 bis 60 Euro sind monatlich für Arlenas kleine Wünsche eingeplant. Wie viel Geld jedes Kind pro Monat kostet? Astrid Trampert zuckt die Schultern. Sie führt kein Buch. Und außerdem: Man spricht nicht über Geld.

7) Im Land der glücklichen Frösche

In wenigen Tagen wird Barack Obama das ehemalige KZ Buchenwald besuchen. Richard und sein Sohn Teddy aus New York waren schon da. Ein Tagesausflug

Von Anja Reich, Berliner Zeitung, 30.05.2009

Als ich las, dass Barack Obama nach Weimar und Buchenwald fahren würde, musste ich sofort an Richard denken. Ich stellte mir vor, wie er lächeln würde, wenn er von Obamas Reiseplänen hört, so ein stolzes Lächeln, weil es ihm gelungen war, dem amerikanischen Präsidenten zuvor zu kommen. Und Teddy, sein Sohn, nach Theodor Roosevelt benannt, würde seine riesigen Augenbrauen zusammenziehen und mit ernster Miene und Roboterstimme die historischen Zusammenhänge erläutern: Obamas Onkel Charlie Payne, der während des zweiten Weltkriegs bei der 89. US-Infanterie-Division diente und ein Nebenlager von Buchenwald mitbefreite. Obama, der davon als Kind oft gehört hatte, es im Wahlkampf für sich nutzen wollte, dummerweise dann aber Buchenwald mit Auschwitz verwechselte, was die Republikaner für sich auszuschlachten versuchten. Wahrscheinlich wüsste Teddy auch, warum Obama nicht nach Berlin ins Kanzleramt, sondern nach Dresden und Weimar fahren will und könnte das in die weltpolitische Lage einordnen.

Teddy ist sechzehn. In New York ging er ein paar Jahre lang in die gleiche Klasse wie mein Sohn. Sie haben sich schnell angefreundet, der Deutsche, der kaum Englisch sprach und der schmale jüdische Junge, der mit acht die New York Times las und alles wusste, aber immer schlechte Noten bekam, weil niemand seine Handschrift lesen konnte. Teddy und mein Sohn spielten Lego zusammen oder saßen nebeneinander und lasen, manchmal stundenlang, ohne ein Wort miteinander zu reden.

Hast du Freunde, fragte ihn mein Sohn, als Teddy neulich in Berlin zu Besuch war und sie sich das erste Mal seit langem wieder sahen. Ja, sagte Teddy, alles Nerds.

Nerds sind blasse Jungen mit dicken Brillen, die nie mit anderen Jungen Fußball spielen, dafür aber Eisenbahnpläne auswendig können oder wie in Teddys Fall aus dem Stegreif einen Vortrag über die Kolonialpolitik Frankreichs im 19. Jahrhundert halten können. Bevor Teddy und Richard nach Berlin kamen - ein "dringend notwendiger Vater-Sohn-Besuch", wie es Teddys Mutter nannte - mailte ich den beiden englischsprachige Links, damit sie sich schon mal einen Berlin-Plan zusammenstellen konnten. Ich dachte dabei an Stadtführungen durch Berlins Mitte, Prenzlauer Berg oder an eine Bootsfahrt auf der Spree. Doch Teddy und Richard hatten sich bereits ihr eigenes Berlin-Programm zusammengestellt: Brandenburger Tor, Holocaust-Mahnmal, Reichstag, Jüdisches Museum, Stauffenberg-Museum, Scheunenviertel, Synagoge, Checkpoint Charlie, Flughafen Tempelhof, Olympia-Stadion. Drittes Reich,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Judenverfolgung, Nazi-Architektur und ein bisschen DDR-Geschichte. Das war ihr Plan.

Berlin hat viele Galerien und Museen, sagte ich. Geht doch mal in die Nationalgalerie oder ins Pergamonmuseum.

Richard winkte ab. Sie seien gerade erst in New York mit den Kindern im Metropolitan Museum of Art gewesen.

Es war nichts zu machen. Wenn die beiden abends von ihren Stadtausflügen zurückkehrten - sie liefen aus irgendeinem Grund fast überall zu Fuß hin - löcherten sie uns mit Fragen zur deutschen Geschichte, dabei wussten sie viel besser Bescheid als wir. Im Jüdischen Museum schrieb Teddy ins Gästebuch, dass ihm die Libeskind-Architektur und auch die Ausstellung gut gefallen habe, allerdings vermisse er eine Würdigung Napoleons. Schließlich habe sich Napoleon Bonaparte doch dafür eingesetzt, dass Sanktionen gegen Juden aufgehoben wurden.

Nur mit einem Vorschlag hatte ich Erfolg; meine Kinder für einen Tag aus der Schule zu nehmen und gemeinsam nach Buchenwald und Weimar zu fahren. Ein Konzentrationslager und eine alte deutsche Dichterstadt, eine deutsche Familie und eine jüdische, das war nach ihrem Geschmack. Und die Autobahn. Richard hätte sich am liebsten selbst ans Steuer gesetzt und wäre mit 180 Kilometer pro Stunde nach Weimar gebrettert. Interessiert beobachtete er während der Fahrt den Tacho und machte immer mal wieder Anspielungen, ob ich nicht vielleicht doch zu müde zum Fahren sei. Erst als am Horizont die ersten Windräder auftauchten, wechselte er das Thema.

Richard war begeistert und gleichzeitig entsetzt, wie viele Windräder es in Deutschland gab. Vorne, rechts und links, überall Windräder, und kaum hatten wir welche hinter uns gelassen, tauchten am Horizont bereits die nächsten auf. Richard, ein ehemaliger militanter Kernkraftgegner, sah vermutlich in diesem Moment die Zukunft Amerikas vor sich. So wie hier auf der Brandenburger Autobahn, könnte es in New Jersey und vor Long Island auch bald aussehen, denn Obama setzt auf Windenergie, was Richard für einen großen Fehler hält.

Auf dem Weg nach Weimar hielt er mir einen langen Vortrag darüber, dass man Windenergie mittlerweile zwar speichern könne, dass das aber kompliziert und teuer sei und sich der ganze Aufwand überhaupt nicht lohne. In den Bergen schliefen die Kinder hinten ein und auch Richard wurde ruhiger und erst wieder munter, als am Straßenrand ein rotes Warndreieck mit einem Frosch auftauchte.

Wir waren bereits von der Autobahn abgefahren und befanden uns auf der Zufahrtsstraße nach Buchenwald, dem Weg, den die Sträflinge ins Lager laufen mussten.

Was ist das für ein Schild, fragte Richard.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich sagte, dass hier wahrscheinlich Frösche laichen, die manchmal die Straße überqueren und dass sie geschützt werden müssten vor den Autos.

Frösche? Richard sah mich an. Ich schwieg. Was sollte ich sagen. Dass die Deutschen vor 65 Jahren Millionen Menschen umgebracht haben, die ihnen nicht in den Kram passten, aber heute Frösche schützen. Es war absurd. Richards Familie kam aus Polen, sie war Jahre vor dem Holocaust nach Amerika ausgewandert. Seine Frau stammt aus einer deutsch-jüdischen Familie, ihre Mutter hatte als Kind vor den Nazis fliehen müssen. Vor unserer Fahrt nach Buchenwald hatte ich mir immer wieder vorzustellen versucht, wie es sein würde mit Menschen hierher zu kommen, die damals wahrscheinlich selbst in einem KZ gelandet wären. Und nun fuhren wir die Gefangenenstraße entlang und redeten über Frösche.

Richard drehte sich zu seinem Sohn um und fragte, ob er das Schild gesehen hätte, auf dem Rückweg müssten sie unbedingt ein Foto davon machen. Teddy nickte und grinste. Ich war erleichtert. Vor zwanzig Jahren war ich schon einmal hier in Buchenwald gewesen, mit meiner Schulklasse. Ich erinnere mich, wie wir damals schweigend übers Lagergelände liefen, beschämt und betroffen, als hätten wir selbst den Holocaust angerichtet. Als ich ein Foto vom Lagergelände machen wollte, herrschte mich ein Junge aus meiner Klasse an: In einem Konzentrationslager fotografiere man nicht. Alle sahen mich an. Ich steckte die Kamera schnell weg. Nun noch ein bisschen beschämter.

Mit Teddy und Richard war das anders. Wir liefen über das Lagergelände und die Ausstellung wie durch ein Museum. Wir waren keine Betroffenen, keine Schuldigen, keine Opfer, sondern interessierte Besucher. Teddy stellte fest, dass das Denkmal für die Sinti und Roma schöner und neuer als das für die Juden sei. Richard machte uns auf die Inschrift einer DDR-Gedenktafel aufmerksam, auf der stand, die sowjetischen Gefangenen wären für die Sache des Sozialismus gestorben. Ich wies ihn auf Fotos eines gut aussehenden Mannes hin, der eine Karriere in Hollywood versucht hatte, bevor er als Lagerarzt in Buchenwald mit Menschen experimentiert hatte. Richard zog mich zu einer Tafel, auf der umständlich die Rolle von Rotarmisten, die zu Lageraufsehern wurden, beschrieben wurde. Dass kurze Zeit später einer von ihnen aus Amerika nach Deutschland ausgeliefert werden würde, wussten wir da noch nicht.

Die Geschichte war vorbei, und dann auch wieder nicht. Aber mit uns hatte sie nicht mehr viel zu tun. Richard schrieb mir später aus New York: "Ich hatte den Eindruck, dass das alles vor relativ langer Zeit passiert ist und nicht erst kürzlich. Teddy sieht das auch so."

Richard machte dann noch Fotos vom Bärenzwinger, den die SS sich zu ihrer Belustigung vor dem Stacheldrahtzaun gebaut hatte, er fotografierte das Lagergelände und die Windräder dahinter. Dann fragte er uns, ob wir uns für ein Foto zusammenstellen könnten. Die Kinder liefen gleich zusammen, ich zögerte. Und stellte mich mit dazu.

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Auf der Rückfahrt hielten wir am Froschwarndreieck. In ein paar Tagen wird der amerikanische Präsident daran vorbeifahren. Angela Merkel wird ihn begleiten. Vielleicht wird er sie fragen, was das für ein komisches Zeichen ist.

8) Allah statt Playstation

Der Berliner Schüler Stefan Moser entdeckt im Internet den Islam. Er taucht in eine Welt ein, die der genaue Gegenentwurf zu seinem alten Leben ist.

Von Wolf Schmidt, Die Tageszeitung, 27.07.2009

In seinem alten Leben war Stefan Moser ein kleiner Gangster. Er nannte sich Styla, zog mit seiner Clique durch die Straßen, die Jungs machten wildfremde Leute an, baggerten an Mädels herum, sofften, kiffen und rannten vor den Bullen weg. Und sie hörten Gangsta-Rap, die Songs von Sido, der hier aus dem Viertel kommt. Richtig wohlgefühlt hat sich Stefan in der Clique nie, sagt er.

In seinem neuen Leben steht Stefan in der Morgendämmerung auf, rollt einen Teppich aus und betet. Er hat angefangen Arabisch zu lernen, fünf Koransuren kann er schon auswendig. Mit Alkohol will er nichts mehr zu tun haben, und wenn er ein hübsches Mädchen sieht, guckt er auf den Boden. Als er neulich an seinen alten Kumpels vorbeilief mit einem Rucksack auf dem Rücken, da riefen die: „Alter, hast du da 'ne Bombe drin, oder was?“ Er ging einfach weiter.

Stefans neues Leben hat an einem Abend im Herbst 2008 angefangen. Er sitzt zu Hause in der Wohnung, die er sich mit seiner Mutter teilt. Ein Hochhaus im Norden Berlins, ein Problemkiez. Stefan schaut sich in seinem Zimmer Islamvideos im Internet an, wie so oft in den Wochen davor. Er hat sie auf YouTube entdeckt. Heute geht er einen Schritt weiter. Er spricht einem der Männer in den Videos auf Arabisch nach: „Ich bezeuge, dass es keinen Gott gibt außer Allah, und ich bezeuge, dass Mohammed sein Gesandter ist.“ Von nun an ist Stefan kein Christ mehr. Von nun an ist er Muslim.

Stefan ist 17 Jahre alt und heißt in Wirklichkeit anders. Aber stünde hier sein richtiger Name, würde sich seine Mutter vielleicht Sorgen machen. Oder seine Lehrer. Womöglich würden sich sogar die Behörden für ihn interessieren. Denn Stefan hat sich einer umstrittenen Strömung des Islam angeschlossen: den Salafiten. Die propagieren einen ultrafrommen, strikt am Wortlaut des Korans und der Sunna ausgerichteten Urislam. Sie orientieren ihr ganzes Leben am Vorbild des Propheten Mohammed und den „frommen Altvorderen“ vor 1.400 Jahren, den al-Salaf al-Salih – daher die Bezeichnung Salafismus. Sie teilen die Welt in richtig und falsch, in Gebotenes und Verbotenes. Ihren Anhängern prophezeien sie das Paradies – und den Ungläubigen die Hölle.

Die Salafiten bilden eine kleine, radikale Minderheit unter den Muslimen in Deutschland. Eine Minderheit, die stetig wächst. Das beobachten zumindest Experten wie Claudia Dantschke vom Zentrum Demokratische Kultur, die sich seit Jahren mit der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Szene befasst. Sie schätzt, dass inzwischen rund 30 Moscheegemeinden in Deutschland salafitisch geprägt sind – von rund 2.500 insgesamt.

Im Internet werben die Salafiten massiv um Nachwuchs. Hunderte Missionierungsvideos und Aufnahmen von Konvertierungen haben sie ins Netz gestellt, auf Seiten wie islamvoice.de, einladungzumparadies.de oder diewahrereligion.de. Sie werden zehntausendfach angeklickt, nicht zuletzt, weil sie auf Deutsch sind. Das gab es vorher kaum – bis die Salafiten die Lücke schlossen. Wenn heute Deutsche oder Migranten aus der zweiten und dritten Einwanderergeneration im Netz Informationen zum Islam suchen, landen sie fast zwangsläufig auf den Salafiten-Seiten. Die Verfassungsschützer beunruhigt das zunehmend. Sie warnen vor einer „hochgradig radikalisierungsfördernden Wirkung“ des Salafismus – gerade auf Islamanfänger. Die Frage, was junge Leute an dem erzfrommen Islam fasziniert, beantworten die Behörden nicht.

Berlin-Neukölln im Juli. Die Al-Nur-Moschee ist in einem Gebäude aus Waschbeton untergebracht. Mehr als 700 Menschen sind an diesem Wochenende gekommen, aus Berlin, Köln, Wiesbaden, Stuttgart. Die Frauen sitzen im oberen Stockwerk, die Männer im Erdgeschoss. Viele von ihnen sind zwischen 14 und 30. Einige tragen Bart, Häkelmütze und weite, knöchelfreie Gewänder. Andere Jeans, T-Shirt und Baseballmütze – noch.

„Die verborgene Welt“ heißt das Seminar, zu dem sie gekommen sind. Drei Tage lang lernen sie, wie ein gottgefälliges Leben aussieht. Und was sie dafür im Jenseits erwartet. Werbeflyer für das Seminar lagen in Dönerbuden aus. Es richtet sich vor allem an Neulinge. Essen und Übernachtung sind kostenlos.

Es ist heiß in der Moschee. Immer wieder gehen Helfer mit Wasserflaschen durch die Reihen. Später beim Abendessen sitzen die jungen Männer zusammen auf dem Boden, bei Reis, Fleisch und Salat, sie reichen sich Fladenbrot, nennen sich gegenseitig „Bruder“. Ist es das, was ihnen gefällt? Die Gemeinschaft? Der Zusammenhalt?

Viele der jungen Männer erzählen voller Abscheu von ihrem alten Leben. Da ist der 30-jährige Deutschlibanese aus Berlin-Neukölln, der „viel Scheiße gebaut hat“, darunter auch Einbrüche. Oder der 25-jährige Deutschtürke aus der Nähe von Ludwigsburg, der früher „von Montag bis Sonntag in der Disko“ war. Oder eben der 17-jährige Stefan, der von diesem ganzen Ghettozugehörigkeit genug hatte. „Ich will die Wahrheit finden“, sagt er.

Es sind Geschichten, wie man sie auch von wiedergeborenen Christen hören kann, den Evangelikalen. Auch in deren Gruppen stranden viele Suchende, Verzweifelte, Gescheiterte. Überhaupt sind die Parallelen zwischen Evangelikalen und Salafiten nicht zu übersehen. Beide Bewegungen kämpfen gegen eine als dekadent empfundene moderne Welt, die voller Pornografie, Homosexualität und anderem Schmutz sei. Und beide versprechen das Heil durch ein gottgefälliges Leben.

„Allah ist größer als dein Playstationspiel!“, ruft einer der Referenten an diesem Wochenende. Und ein Seminarteilnehmer sagt: „Eine Minute Internet zerstört so viele Gehirnzellen wie ein Glas Wodka.“ Er meint damit die Sexseiten. Die mit den Islamvideos meint er nicht. Es ist eine Bewegung voller Widersprüche.

Hauptreferent ist Abdul Adhim, der aus Marokko stammende Prediger der Moschee. Er ist Anfang 30 und einer der Stars der deutschen Salafiten. Abdul Adhim trägt einen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ungestutzten Bart und einen roten Sarik, die Kopfbedeckung der Vorbeter. Er sitzt an einem Tisch, die Teilnehmer auf dem Boden vor ihm. Kameras filmen den Vortrag, damit er ins Internet gestellt werden kann. Und damit die Frauen im oberen Stockwerk auf einem Bildschirm mitschauen können. Abdul Adhim hebt den Zeigefinger. „Machen wir uns bereit für die Worte Allahs, dass sie unsere Herzen aufmachen“, sagt er.

Stefan sitzt während des Vortrags auf dem Teppich. Er lauscht aufmerksam, macht sich von Zeit zu Zeit Notizen. Er hat sein Herz schon geöffnet, auch wenn er nicht alles versteht.

Abdul Adhim wettet gegen den Materialismus, die Fixierung auf Geld und Besitz. Und die Wissenschaft, die heute zur Gottheit erhoben werde. Er lächelt häufig, in vielem, was er sagt, bleibt er blumig, doch in einem ist er eindeutig. Was im Jenseits mit denen passiert, die den Islam nicht annehmen. „Dann sagt Allah zu ihnen: Schmeckt die Strafe für das, was ihr verleugnet habt.“

Terror und Gewalt verurteilt Abdul Adhim. „Wir wollen so etwas nicht haben“, sagt er. Das hat vielleicht auch mit seinem Vorgänger zu tun, dem Imam Salem el-Rafei. Unter ihm galt die Moschee als Anlaufstelle auch gewaltbereiter Islamisten, 2005 wurde ihm die Wiedereinreise nach Deutschland verweigert.

Doch auch wer nicht offen Hass predigt, predigt noch lange keine Toleranz. Der Verfassungsschutz hat vor Jahren ein Gespräch zwischen Abdul Adhim und einem Freund abgehört. Sie machen Späße: Wenn sich alle Pilger zusammentäten und auf die Ungläubigen spuckten, dann würden die in einem Meer aus Spucke ertrinken. Vor wenigen Wochen sollte ein jamaikanischer Imam in die Al-Nur-Moschee kommen, der Homosexualität mit dem Tod bestraft sehen möchte. Er sollte mit dem Superstar der deutschen Salafiten auftreten: Pierre Vogel, ein konvertierter Wanderprediger mit rotem Bart, dessen Internetvideos einen großen Anteil am Boom des Salafismus haben. Erst nach Protest des Lesben- und Schwulenverbands wurde der Vortrag des Jamaikaners abgesagt.

Vogels Videos waren es auch, die Stefan zum Islam geführt haben. Auf dem Seminar in Berlin-Neukölln bleibt er nun das ganze Wochenende. Er hat seinen Schlafsack mitgebracht. Am Abend rollt er in einer Ecke der Moschee aus. Nachts um drei wacht er auf. Zeit für Fadschr, das Frühgebet. Stefan reiht sich ein, verbeugt sich, wirft sich nieder. Nach dem Gebet legt er sich wieder schlafen. Sein Rücken schmerzt vom harten Boden, aber das ist ihm egal.

Wenige Tage später in einem Einkaufszentrum in Nordberlin. Stefan trägt Jeans und Nike-Turnschuhe. Nach den Sommerferien, erzählt er, wolle er erst einmal sein Abitur angehen, dann vielleicht Entwicklungshelfer werden, Arzt oder Kriminalpolizist. Nur Banker, das könne er sich nicht vorstellen. Zinsen zu nehmen sei unislamisch. Gerade hat sich Stefan seinen ersten Koran auf Arabisch gekauft. Er ist in Leder eingebunden, mit Reißverschluss, ein Koran zum Mitnehmen. „Das Gesetz des Islam ist zum Schutz“, sagt er. „Es schützt dich und die Gemeinschaft.“ Er überlegt nun, sich einen islamischen Namen zu geben. Bilal vielleicht, Ibrahim oder Wasil.

Stefan ist ein eher ruhiger Junge, aber eine Frage lässt ihn unruhig werden. Glaubt er, dass er seine christliche Mutter im Paradies wiedersieht? „Vielleicht wird sie noch auf ihren Schöpfer zugehen“, sagt er. „Ich hoffe es.“

9) Reden wie Karl-Theodor zu Guttenberg

Acht Regeln, um die Herzen der Massen zu ergreifen und in aller Demut dennoch wenig zu sagen.

Von Kassian Stroh, Süddeutsche Zeitung, 29.08.2009

Sie sitzen im heißen Bierzelt und warten - auf ihn. Sie stehen auf, als er kommt, um nichts von dem zu verpassen, was er tut: nicht, wie er geht, nicht, wie er lächelt, nicht, wie er spricht!

Karl-Theodor zu Guttenberg hat in diesem Sommer einen Feldzug durch die Bierzelte Bayerns angetreten und erobert die Herzen der Zuhörer. Wie er das schafft?

Die SZ hat den Bundeswirtschaftsminister begleitet und herausgefunden: Guttenberg hält sich an acht goldene Regeln.

Erstens: Geben Sie sich als Bayer!

„Ich freue mich, wieder festen bayerischen (wahlweise: niederbayerischen, oberbayerischen, etc.) Boden unter den Füßen zu haben.“ So beginnt Guttenberg jede Rede und schimpft dann gerne auf Berlin. Ein gemeinsamer Feind im Äußeren stärkt den Zusammenhalt im Inneren, zumindest im Inneren des Bierzelts. Im Gegensatz zu Bayern sei die Hauptstadt Berlin auf märkischen Sand gebaut, sagt Guttenberg dann gerne, es sei wohl „märkischer Treibsand“. Oder er verdammt den „Berliner Zirkus“, die „Berliner Schnittchen“, wogegen sich Schnaps und Brotzeit hierzulande wohltuend abhoben. Freilich lässt Guttenberg seine Zugehörigkeit zum Politikbetrieb ebenso unerwähnt wie die Tatsache, dass er längst seinen Lebensmittelpunkt nach Berlin verlagert hat. Ungemein volksnah kommt zudem, dass er sich beim Ordern eines "gscheiten Bieres", beim Wort "Wurschtsolod" oder bei der SPD („auf die Pratzn haun“) um Dialekt bemüht. So geschliffen seine ansonsten hochdeutsche Rede ist, so oft und gerne flucht Guttenberg: "Verdammt noch mal!" Oder: "Herrgottnochmal!" Im Zelt heißt es bewundernd: "Er kommt schon nah ran an den Franz Josef Strauß."

Zweitens: Seien Sie die Stimme des einfachen Mannes!

Die einleitende Begrüßung nutzt Guttenberg, um die örtlichen Honoratioren mit mildem Spott zu überziehen. Sei es der lokale Bundestagsabgeordnete, dessen rauchiger, „sexy“ Stimme man montags in Berlin das hinter ihm liegende Festwochenende anhöre. Sei es der Landrat, den der adlige Guttenberg als einen der „letzten Feudalherren dieser Erde“ bezeichnet. Oder sei es der gastgebende Sportvereinsvorsitzende, dem er ob seiner

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

abenteuerlichen Kombination aus rotem Sakko und roter Krawatte echten Wagemut attestiert. Großes Gelächter ist dem Redner hier sicher.

Drittens: Spielen Sie den Anti-Politiker!

Niemals darf zu Beginn einer Guttenberg-Rede der Satz fehlen, natürlich könne er jetzt auch ein 50- oder 60-seitiges Manuskript verlesen, das ihm in seinem Ministerium zusammengeschrieben worden sei - das aber wolle er nicht. "Mir kommt's darauf an, mein Herz sprechen zu lassen." Das Herz! Stets großer Beifall im Zelt. Nachfolgend hält Guttenberg seine Standardrede voller Allgemeinplätze, die er längst auswendig kann.

Viertens: Geben Sie sich demütig!

Mag die Junge Union im Saal auch Aufkleber mit Guttenbergs Konterfei verteilen, den sich jüngere wie ältere Damen auf die Bluse kleben - der Star versucht, den Kult zu ignorieren: „Es ist wichtig, Bodenhaftung zu bewahren, und ein gerüttelt Maß an Demut gegenüber dem Amt“, ist einer jener stets wiederkehrenden Sätze. Jegliche Ambitionen politischer Natur verneint er: Er denke über den 27. September, den Tag der Bundestagswahl, nicht hinaus. Schließlich könne da die „Wucht der Willkür voll zuschlagen“. Dass das komisch klingen mag aus dem Munde eines jungen Aufstiegers, sagt Guttenberg selbst - was zur Folge hat, dass es niemandem im Saal mehr komisch vorkommt.

Fünftens: Sprechen Sie in Bildern!

Manche Bilder und Wortspiele sind so schön, dass sie Guttenberg in jeder Rede unterbringt. Die vier besten: SPD-Altkanzler Schröder ist der „Gazprom-Diplomat“. Zur Krise sagt Guttenberg: „Wenn man weiß, dass einem das Wasser bis zum Halse steht, ist es außerordentlich unklug, den Kopf hängen zu lassen.“ Diesbezüglich fällt auch immer der Satz: „Kassandra kann sich derzeit ihrer Liebhaber kaum erwehren; aber wer mit Cassandra abends ins Bett geht, der muss sich nicht wundern, wenn ihm am nächsten Tag Mundgeruch entgegenschlägt.“ (Hier hat eine gewisse Wandlung des Motivs stattgefunden, im Mai/Juni geißelte Guttenberg noch den „geröchelten Wettbewerb der Cassandra-Rufe“.) Schließlich erwähnt Guttenberg, um die Dimension der staatlichen Hilfsprogramme zu verdeutlichen, wie ihm ein Banker ins Ohr geflüstert habe: „Guttenberg, die Milliarde ist volksnah geworden.“

Sechstens: Preisen Sie die Verdienste der Alten!

Dankbarkeit für die wirtschaftlichen Aufbauleistungen nach dem Krieg zu zeigen, „da bricht einem Jüngeren auch kein Zacken aus der manchmal wohlpolierten Krone“, sagt der 37-Jährige. Das kommt gut an im Bierzelt, wo - abgesehen von den Jung-Unionisten in ihren schwarzen „Team Deutschland“-Shirts - fast alle älter sind als der Wirtschaftsminister.

Siebtens: Demonstrieren Sie jugendliche Dynamik!

Wann immer Guttenberg eine Bühne betritt, erspringt sie, zwei Stufen auf einmal nehmend. Da das nicht dem gängigen Verhaltensmuster ehrwürdiger Staatsrepräsentanten entspricht, entlockt schon allein das dem Publikum manch „Oh!“ und „Eahm schaug o!“ Noch größer ist die Bewunderung, wenn Guttenberg wie im Mai in Zolling beim Hinausgehen auf eine Bierbank springt und auf dieser entlangläuft. Das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

macht optisch umso mehr Eindruck, da hinter dem Minister natürlich - pflichtbewusst, wie sie sind - mindestens drei Personenschützer des Bundeskriminalamts auf die Bierbank springen. Szenenapplaus.

Achtens: Halten Sie eine Verteidigungsrede!

Es müsse in der Politik doch möglich sein, eine eigene Meinung zu haben. Er wolle sich das Maul nicht verbieten lassen. Man müsse doch seine Überzeugung vertreten und dabei auch bleiben, dürfe sich das Rückgrat nicht verbiegen lassen. Sich gegen derlei imaginäre Vorwürfe zu verteidigen, ist das Leitmotiv jeder Rede Guttenbergs. Es spricht einer der beliebtesten Politiker des Landes, doch es klingt wie die Verteidigungsrede eines Angeklagten. Ein Kunstgriff: So kann sich der Minister in Demut üben und sich dennoch selber loben.

Und am Schluss jubeln sie ihm alle zu.

10) Ein Leben im Rathaus

Kommunalpolitik Deckenpfronn ist seine kleine Welt. Heute geht der dienstälteste Bürgermeister im Land in den Ruhestand. Der 65-jährige Winfried Kuppler hat in den vergangenen Wochen nach und nach Abschied von seinem Amt genommen. Ein Rückblick.

Von Anja Tröster, Stuttgarter Zeitung, 3.7.2009

Winfried Kuppler trägt einen dunklen Anzug. Sein weißes Haar sitzt perfekt, ebenso wie die akkurat geknüpfte Krawatte. Er blickt so ernst, wie es Väter gerne tun, wenn sie ihre Töchter zum Altar führen. Tatsächlich halten an diesem Märzabend zwei Kandidaten um die Hand seiner Gemeinde an, die sich entscheiden muss. Viermal ist er in den vergangenen 39 Jahren wiedergewählt worden. Bei keiner der Wahlen hat er so mitgefiebert wie bei dieser.

Auch für die Deckenpfronner ist es an diesem Abend ein wenig so, als säßen sie nicht in der Gemeindehalle draußen auf der grünen Wiese, um zwei Bürgermeisterkandidaten unter die Lupe zu nehmen, sondern in der Kirche, mitten in ihrem Flecken. Es herrscht eine feierliche Stille. Es geht um Gefühle, nicht um Kommunalpolitik. "Sie wissen", sagt Kuppler zu seinen Bürgern, "dass ich gerne selbst bestimme, was ich zu tun habe." Er geht, weil er einen sauberen Schnitt machen und geordnete Verhältnisse in seinem Rathaus haben will. Der neue Gemeinderat soll gleich mit einem neuen Schultes den Haushalt beraten.

Dafür verzichtet Kuppler gerne auf die Festlichkeiten. Im kommenden Januar hätte man sein 40-jähriges Dienstjubiläum als Bürgermeister von Deckenpfronn gefeiert, einer 3000-Einwohner-Gemeinde im Heckengäu, die kleinste im Landkreis Böblingen. "Wählen Sie gut", sagt Kuppler seinen Bürgern - und ein wenig Abschiedsstimmung liegt im Saal, obwohl er von all dem, was ihn bewegt, nicht spricht. Seine Deckenpfronner verstehen ihn auch so. "Die Deckenpfronner", sagt Kuppler, "springen einem nicht gleich um den Hals. Sie prüfen gründlich. Aber wenn sie sich einmal entschieden haben, sind sie treu bis zum Umfallen."

Zwei Stunden lang sitzt der dienstälteste Bürgermeister im Land mit den Gemeinderäten auf dem Podium, lauscht den Kandidaten und freut sich über die Lacher, die Daniel Gött erntet. Dass Gött einmal sein Nachfolger werden könnte, war ihm schon klar, als dieser sich vor fünf Jahren um das Amt des Kämmerers beworben hatte.

Winfried Kuppler, sagt Gött an diesem Abend, habe ihn immer wieder ins kalte Wasser geworfen und allein entscheiden lassen. Es ist nicht leicht für den jungen Mann, aus dem Schatten Kupplers zu treten, der neben ihm auf dem Podium sitzt. Doch der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Adjutant trifft den richtigen Ton: "Ja, ich bin noch recht jung. Aber Sie wissen, das Alter kommt ganz von allein. Als Sie Herrn Kuppler wählten, war er 25 Jahre alt. Ich bin immerhin schon 27."

Zwei Wochen später zieht Gött's Konkurrentin Bärbel Sauer ihre Kandidatur zurück, nur wenige Tage vor der Wahl. Zu den Gründen äußert sie sich nicht. Daniel Gött ist plötzlich der einzige Kandidat. Und so haben die Deckenpfronner nun doch keine echte Alternative. Gött wird mit 85 Prozent der Stimmen zum neuen Bürgermeister gewählt. Als Kuppler am Wahltag im Rathaus das Ergebnis verkündet, bricht Jubel aus. Die Ehe ist geschlossen. Und Daniel Gött, vor fünf Jahren noch Student, lässt in allen vier Gasthäusern im Ort Freibier ausschenken. Dann zieht der junge Mann, der in Deckenpfronn alt werden möchte, von einem Gasthof zum anderen, um übermütig mit allen Bürgern zu feiern.

Winfried Kuppler sitzt an diesem Abend noch lange in seinem getäfelten Amtszimmer, von dem er die Durchgangsstraße überblickt, die sich unter seinem Fenster gabelt. Links die Kirche, der Hirsch und die Krone. Rechts die Pizzeria, die er vom Industriegebiet in den Ort geholt hat. Ein Stückchen weiter ist der alte Ortskern mit den Museen, denen er sich verschrieben hat. Eigentlich, sagt Kuppler, könnte er ewig weitermachen wie bisher. "Ich fühle mich unheimlich lebendig."

Im Rathausflur stehen Sessel und Regale mit Büchern, im Waschraum liegen Kernseife und Handtücher bereit, vom Schultes selbst gewechselt. Die Zeit scheint hier stehengeblieben zu sein. An Weihnachten bringen die Jäger immer Rehbraten im Rathaus vorbei. Hier kommen die Leute auch mit privaten Problemen zum Schultes: Familien, die sich beim Erben nicht einigen können. Oder die alte Frau, die Kuppler bat, er möge sie in den letzten Jahren bei ihren Entscheidungen begleiten. Sie habe niemanden mehr außer einer Frau, die für sie putzt. Die alte Frau ist inzwischen gestorben. Sie vermachte ihr gesamtes Vermögen der Gemeinde.

Zehn Jahre war das Rathaus für Winfried Kuppler ein Zuhause. Den Bauplatz, den die Gemeindeoberen für den jungen Kuppler reserviert hatten, wollte er nicht. Die Familie wohnte stattdessen im zweiten Stock. Wenn Kuppler über Akten brütete, hörte er seine Kinder auf dem Holzboden über sich poltern. Das Geschrei der spielenden Kinder im Rathaus hat dem Flecken gutgetan. Ausgezogen ist der Bürgermeister erst, als er schon längst tief Wurzeln geschlagen hatte.

Vielleicht ist das auch einer der Gründe, warum die Deckenpfronner in letzter Zeit mit ihrem Schultes umgehen, als sei er aus Meissner Porzellan. Er wirkt zerbrechlicher als sonst. Die raue Schale lässt öfter durchscheinen, wie viel Empfindsamkeit eigentlich in ihm steckt. Dass er gehen will, ist das eine. Dass es ihm schwerer fällt, als er dachte, das andere. "Die Leute machen sich Sorgen um mich", sagt er. "Wissen Sie, wir mögen uns hier." Dann rührt er in seinem Kaffee und schweigt ein wenig. Die Entscheidung aufzuhören, sagt er, sei eine sehr rationale gewesen - "mit dem Herzen muss ich das alles erst noch durchdringen".

Als er vor 39 Jahren das Büro bezog, fuhren die Bauern noch jeden Abend mit den Milchkanen zur Molkerei. Das Leben ging damals einen gemächlichen Gang in der Gäugemeinde, Welten von der Hauptstadt Stuttgart entfernt. Das Bild der dahinziehenden Bauern, von Pieter Brueghel, dem Älteren, gemalt, ist eines von

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kupplers Lieblingsbildern. Es habe ihn immer gewärmt, sagt er. In dem Brueghelbild steckt auch ein bisschen Deckenpfronn.

Anfang 1970 arbeitete Kuppler noch im Korntaler Rathaus, war nicht recht zufrieden. Als er hörte, dass in Deckenpfronn ein Schultes gesucht wurde, ging er mit seiner Frau dort wandern. Sie wussten gleich, dass sie ihren Platz gefunden hatten. Er meldete sich auf dem Rathaus als Kandidat an, die Wanderschuhe noch an den Füßen. Gegen drei Mitbewerber musste er sich durchsetzen. Es gelang ihm im ersten Wahlgang.

Jetzt plant er die letzten Schritte seines Abschieds. Das neue Dorf, das sein Nachfolger zu gestalten hat, ist noch nicht zu sehen, und das alte, das ihn einst die Gewissheit spüren ließ, hier genau am rechten Fleck zu sein, verschwindet allmählich. Viele im Flecken lebten früher vom Ertrag ihrer Scholle und ein wenig zusätzlicher Arbeit auswärts. Heute ist es andersherum. Die Alten, die noch zum Hopfenzupfen nach Aidlingen zogen, werden immer weniger. Reigschmeckte ziehen in das Neubaugebiet und brauchen Kindertagesstätten und einen Supermarkt, weil beide Elternteile arbeiten gehen. Der demografische Wandel hat das Dorf erreicht, in dem es längst mehr Pendler als Bauern gibt.

Er wisse nicht, was er fühle, sagt Winfried Kuppler. 39 Jahre ziehen vorbei, ein halbes Leben. Im Rückblick, da ist er sich gewiss, wird sich alles ordnen. "Ich habe mein Amt immer als Aufgabe und als Fügung verstanden." Das Urvertrauen, das ihn an diesen Platz führte, verlässt ihn nicht. Er hat lange seinen eigenen Kosmos gestalten können, wollte nie Oberbürgermeister in Herrenberg oder anderswo werden.

Er hat eine Lücke im neu gebauten Erlebnispfad gelassen, weil sich ihm beim Grundstückskauf ein Dickkopf wie der eigene entgegensezte: "Herr Schultes, wenn Sie ebbes mit Teufelsgwalt wellet, dann will i s grad net." Für all das hat er bis spätabends gearbeitet, seine Kinder viel zu selten gesehen, vor allem den jüngsten Sohn, der behindert ist. Der ihn gelehrt hat, dass jeder seinen Auftrag hat und wenn einer nicht sprechen kann, es an den anderen liegt, den Auftrag herauszufinden.

Es ist Sommer geworden, als das Heimatmuseum in der Deckenpfronner Pfarrscheuer eingeweiht wird, Kupplers letztes Projekt. Die Pfadfinder schenken Weinschorle aus, die Landfrauen befeuern das Backhaus. Es gibt Zwiebelkuchen für alle. Die Neubürger kommen, die alten Bäuerinnen und die Weggefährten Kupplers. Das ganze Dorf ist auf den Beinen. Fünf Jahre hat es gedauert, bis aus der alten Scheuer ein Museum geworden ist, umgebaut teils mit dem Erbe von jener alten Frau aus Deckenpfronn, die der Bürgermeister bis zu ihrem Tod begleitete.

Dieser Abend ist für ihn der Abschied, den er sich gewünscht hat. Ein Schritt in das Neue hinein, das kommt. Jetzt muss er nur noch den Deckenpfronner Gemeinderat überzeugen, die Verantwortung für das Museum einem Kulturverein zu übergeben. Den will er erst gründen, wenn er nicht mehr Bürgermeister ist. Nächste Woche kann der 65-Jährige damit anfangen.

Heute hat er seinen letzten Arbeitstag. Morgen wird er noch ein Hochzeitspaar trauen. Er wollte es so. Seine letzte Amtshandlung soll etwas Romantisches haben.

11) 15 Stunden Kaffeefahrt: Nur ein Fresspaket bleibt

Dass viele Kaffeefahrten unseriös sind, ist bekannt. Doch immer noch fallen meist ältere Menschen auf die zweifelhaften Maschen herein. Erik Westermann hat sich mit Rentner Werner Wiltram (die Namen aller Mitfahrer sind geändert) auf eine solche Fahrt begeben – das Protokoll einer Odyssee.

Erik Westermann, Göttinger Tageblatt, 19.02.2009

Seien Sie froh, dass Sie sich den Scheiß da drin nicht mehr anhören müssen“, giftet die junge Frau aus dem Kaffeefahrt-Verkaufsteam, die sich Tanja nennt. Im voll besetzten Reisebus regt sich Unmut. Die Fahrgäste wollen nach Hause, es ist schon 17 Uhr. Zum ersten Mal seit Beginn der Fahrt vor zehn Stunden droht die Stimmung zu kippen. „Ich muss zur Nachtschicht“, brüllt einer der Berufstätigen. Im Bus riecht es nach Frust und Wut und Schweiß.

Der Auslöser des Streits: Unser Teil der Reisegesellschaft soll noch eine zweistündige Ausflugsfahrt mit Überraschungsziel unternehmen. Der Rest der Kaffeefahrer sitzt derweil im Park-Restaurant in Neukirchen, auf dessen Parkplatz wir stehen – nicht ahnend, dass sie im Gasthaus drei weitere Stunden von den Verkäufern Peter und Wölfi bearbeitet werden. Tanja gibt dem Busfahrer das Mikrofon, streicht ihr weißes Ripp-Oberteil glatt und stöckelt zurück ins Restaurant. Der Bus fährt ab. Zu Ende ist der „Scheiß“ noch lange nicht. Dabei war der Anfang der Reise so vielversprechend.

Einige Wochen zuvor hatte Werner Wiltram eine Gewinnbenachrichtigung aus dem Briefkasten gefischt: 2500 Euro versprach ihm die „Euro-Gewinnbenachrichtigungszentrale“. Den Gewinn sollte er auf einer „wunderschönen Ausflugsfahrt“ erhalten. Er meldete sich an. Doch Wiltram wurde misstrauisch.

Gerechtfertigtes Misstrauen– derartigeKaffeefahrten operieren in rechtlichen Grauzonen. Zahlen zum Thema sind vage. Es handelt sich um eine Branche, die ihre Geschäfte

im Halbdunkel entlegener Gaststätten tätigt. Viele Ältere fahren mit, wider besseres Wissen: aus Neugier, aus Einsamkeit, wegen der günstigen Möglichkeit, die vier Wände zu verlassen. Interessante Voraussetzungen für eine Fahrt ins Blaue. Einige Wochen nach der Anmeldung findet die Reise statt.

8.45 Uhr, Bushaltestelle Geismar Landstraße/Ecke Sandersbeek. Seit 40 Minuten stehen wir

hier zu sechst und warten. Der Schneematsch dringt durch die Schuhe. „Doch, doch, der Bus kommt. Die wollen doch unser Geld“, sagt ein Herr mit über die Halbglatze gekämmten Haaren. „Vielleicht stehen wir auf der falschen Seite“, fragt eine Dame

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

zweifelnd. In welche Richtung der Bus fährt, weiß niemand. Nicht einmal der Busfahrer, der bald darauf doch eintrifft. Per Handy erfragt er den

Zielort – „Irgendein Neukirchen. Keiner konnte mir sagen, wo genau.“ Fragend schiebt er seinen dunklen Westernhut nach hinten.

Alle Ausflügler haben den gleichen Brief erhalten – ein Reisebus voller Gewinner. Das Klo ist – wie gewohnt – außer Betrieb. Aus dem Lautsprecher plärrt Dschinghis Khan: „He Reiter, Ho Reiter,

He Reiter, immer weiter...“. Neben dem Gewinn sprechen andere Argumente für die Reise: „Sie zahlen keinen

Cent, 0,00 Euro“, hieß es im Schreiben. „Und einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul“,

meint Gertrud Milnecke. Auch Geschenke soll es geben: Einen Acht-Pfund-Präsentkorb, gefüllt mit Leckereien. Für die Damen einen Kaffeevollautomaten, für die Herren ein Navigationsgerät. Einige Mitfahrer sind Verkaufsfahrten-Profis: „Neukirchen bei Bad Hersfeld, da waren wir schon zweimal“, sagt Bruno Kerschl abgeklärt. Nach eineinhalb Stunden über Autobahn und durch Dörfer ist das Ziel erreicht: das Park-Restaurant im nordhessischen Neukirchen, einem Städtchen mit 7469 Einwohnern am Rande des Knüll- Gebirges.

„Wir machen uns hier einen schönen Tag“, begrüßt uns Peter, ein hagerer, aschblonder Mittvierziger, freundlich.

Höchstens eine halbe Stunde Werbung solle es geben. Am Eingang des Gasthauses nehmen Tanja und Nina, beide tragen große Sonnenbrillen, den Gästen die Einladungen ab. Aus den Lautsprechern im Saal dudeln Schlager. An den langen Tischreihen sitzen die Insassen eines zweiten Busses aus Bad Hersfeld. Kaum einer der

Gäste ist unter 60 Jahren. „Eigentlich sind wir vertraglich verpflichtet, euch bis 18.30 Uhr zu bespaßen“, erläutert Peter. – Murren im Saal. „Frage von mir an euch: Habt ihr da Lust zu?“ – „Nein“, ertönt es aus den Reihen einhellig. Inbrünstig falle ich mit ein. „Gott sei Dank“, seufzt Peter und hebt die Arme zum Himmel. Das

Umhängemikrofon baumelt auf seiner Brust hin und her. Schließlich müsse man hier noch alles abbauen – die großen Scheinwerfer, unzählige Kartons mit DVD-Spielern, Stereoanlagen und Mikrowellen.

„Deshalb machen wir das in unserem und eurem Interesse heute Rucki...“ – „Zucki“, vollenden die 84 Gäste sichtlich angetan. „Dann ist eine Stunde nach dem Mittagessen alles vorbei. Und das Essen ist nicht erst um vier!“ Eine erleichternde Vorstellung. Schließlich ist die Atmosphäre im Park-Restaurant alles andere als heimelig. Der schmierige Saal mit Eicherustikal-Interieur müffelt nach altem Schnitzel. Im Anschluss gebe es noch eine Ausflugsfahrt. „Klingt das gut?“ – „Jaaa!“ Applaus brandet auf.

„Das Navi und die Kaffeemaschine haben wir leider nicht, eine Fehllieferung“, fährt Peter fort. „Die 2500 Euro Gewinn. Das war, ehrlich gesagt, ein Schwindel.“ Schweigen im Saal. „Wir schreiben diese Briefe nicht. Tut uns leid, wir werden auch nur engagiert.“ Schließlich stehe auf der Gewinnbenachrichtigung aber auch ganz

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

klein „Rubbellosgewinner“. Während des Frühstücks – jeder bekommt ein altes Brötchen und eine dicke Scheibe Blutwurst – beginnt die Verkaufsshow. Peter: „Die Busse haben 1200 Euro gekostet. Helfen Sie, die Kosten reinzukriegen, sonst bleiben wir auf den Kosten sitzen. Also bitte Kleinartikel kaufen, denn Kleinvieh...“ – „macht auch Mist“, ergänzt die Menge.

Es gibt Wollwaschmittel für zwölf Euro pro Liter („Sonst 24,90!“), im Doppelpack günstiger. Wie ein Prediger preist Peter die Vorzüge der überteuerten Produkte. „Bei uns ist das nicht so wie bei anderen Veranstaltungen, wo sie beschubst werden sollen. Alles Qualität.“ Wer ein Doppelpack kauft, kann sich ein Gerät dazu aussuchen: DVD-Player, Mikrowelle, HiFi-Anlage. „Alles Werbegeschenke.“ Seinen Wunsch solle man auf einen Zettel schreiben, eine Glücksfee ziehe die Gewinner. Ich bin verwirrt. Bekommt jeder Käufer ein Gerät? Oder nur die „Gewinner“? Fragende Gesichter um mich herum. Wie auch immer – wer gewinnen will, muss kaufen. Um den Verkaufstisch bildet sich eine Mensentraube, zufrieden kehren die Käufer an ihre Plätze zurück. Auch Horst Holste neben mir strahlt. „Das Waschmittel kann ich gut gebrauchen. Ich bin Hausmann.“ Nur wenige Gäste sitzen mit verschränkten Armen an den Tischen. Peter: „Wir haben über 1000 Euro hereinbekommen. Ich danke ihnen.“ – Applaus. Langsam wird es warm im Saal, eine Pause ist nicht in Sicht.

13 Uhr. Auf Peter folgt Wolfgang: 2,04 Meter groß, teigig, gegelte Haare. Wir dürfen ihn Wölfi nennen. Wenn wir nett

sind. Und besonders nett könnte ja auch eine der Damen zu ihm sein. Auf seinem Schoß sei schließlich noch ein Platz frei. Er sei Single und eine gute Partie. Die Damen kichern. Einer Zwischenruferin fährt er über den Mund: „Klappe halten!“ – Sie schweigt beleidigt. Wölfi erklärt die komplizierte Sache mit dem Gewinn. Er hebt einen beschrifteten Vertrag hoch. „TEST“ steht dort mit rotem Filzstift geschrieben.

Die Sache ist verworren: Alle Gewinner erhielten das gewünschte Wunschgerät kostenlos. Zuvor müssten sie jedoch einen Vertrag unterschreiben und so tun, als kauften sie das Gerät für 30 Euro. Auf diesem Wege bewiesen sie ihre Wertschätzung gegenüber Gerät und Verkäufer. Später werde der Vertrag wieder zerrissen. „Heute will ja jeder alles umsonst haben; solche Leute wollen wir hier nicht! Wollen Sie solche Schmarotzer?“ – „Nein!“, skandiert die Menge. Heutzutage könne man dem Wort des anderen ja nicht mehr trauen. Nur schriftlich Fixiertes zähle. „Quid pro quo“, erläutert Wölfi. – Eine prophetische Aussage, deren Bedeutung untergeht.

Nach drei Stunden Beschallung in einem überheizten Raum ist es schwer, einen klaren Gedanken zu fassen. Der Kopf wird schwer, die Augen müde. Was hat Wölfi gerade gesagt?

Wölfi ruft die Gewinner auf – statt der Angekündigten zehn sind es 38. „Akzeptieren Sie den Preis für das Gerät“, singsangt Wölfi feierlich. „Ja, das tue ich“, antworten sie. Die Kaufunwilligen werden abgestraft. „Auch im kleinsten Haus ist genug Platz für einen großen Dummkopf“, schwadroniert der Verkaufskoloss. Die meisten unterschreiben.

15 Uhr. Nach der kurzen Mittagspause ist Ilona an der Reihe. Sie spendiert eine Runde Schnaps. Ihr Verkaufsgut: Reisen. Die Masche: identisch. Der Reisepreis von 199 Euro („Statt 348 Euro“) werde zurückgezahlt, verspricht sie. Eigentlich sei man Reisetester

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

für die Firma „Berge und Mehr“, eine Tui-Tochter (tatsächlich heißt die aber „Berge und Meer“).

16.30 Uhr. Zum Abschluss bekommen alle ihr Rubbellos und legen eifrig die Zahlen frei. Drei gleiche hat niemand.

17 Uhr, zurück im Reisebus, Abfahrt zur Ausflugsfahrt. Für uns ist der Verkaufsteil vorbei. Abgeschlafft sitze ich in meinem Sessel. Tanja diskutiert mit den wütenden Gästen. Alle wollen nach Hause, das Überraschungsziel ist uns schnuppe.

In der Gaststätte sitzen noch die 38 Opferlämmer. Der Bus fährt in der Zwischenzeit nach Alsfeld, eine halbe Stunde entfernt. Bei Temperaturen um den Gefrierpunkt und Regen werden wir dort ausgesetzt. „Gegen 19 Uhr hole ich Sie wieder ab“, erklärt der Fahrer.

20 Uhr. Auf der Rückfahrt treffen wir den zweiten Bus am Rasthof Kirchheim. Was ist wohl den im Gasthaus Festgehaltenen widerfahren? „Wir haben noch was für unsere Gesundheit getan“, erklärt ein Ehepaar. Sie haben eine Trink-Kur für die Knochen und das Herz gekauft. „Für nur 1200 Euro – statt 3000!“

Wölfis Test entpuppt sich als eine Art Hammelsprung, um die „Kaufwilligen“ von den „Schmarotzern“ zu trennen. Eine erfolgreiche Taktik: 34 von 38 haben den Vertrag für das Präparat unterschrieben. Für die anderen bleibt nur der Präsentkorb. Ein vier Pfund schwerer, Pappkarton mit dürftigem Inhalt: Tetra-Pack Glühwein, Knackwürste, rumänische Schokokekse, eine Dose Fruchtcocktail und die Broschüre „Ich schenke dir eine Geschichte“ zum Welttag des Buches 2007. – Ein Blick in das Maul des geschenkten Gauls mit schlechtem Atem.

Auf der Rückfahrt wird es still. Alle Gäste werden an ihren Zusteigeorten abgesetzt. Einige tauschen Nummern aus und verabreden sich fürs nächste Mal. Um 23.30 fährt der Bus die Haltestelle Geismar an. „Morgen habe ich wieder so eine Tour“, erklärt der Busfahrer. Mit den Leuten hat er kein Mitleid. „Die stehen in zwei Wochen wieder hier“, meint er und schiebt seinen Westernhut nach hinten. „Die wollen es nicht anders.“

12) Die Frau am Fenster

Resi Dolgners letztes Zimmer ist 23 Quadratmeter groß. Die 91-Jährige ist einer von Millionen einsamen alten Menschen in diesem Land.

Von Antje Windmann, Hamburger Abendblatt, 10.9.2009

Sie hat das Zimmer im Hochparterre, ganz rechts. Nur die Hauswand aus rotem Backstein trennt sie vom Park.

Resi steht am Fenster, beobachtet die Menschen, die vor ihrem Pflegeheim entlangradeln, joggen, Kinderwagen schieben; so sieht es jedenfalls aus, wenn man sie von draußen sieht.

Resi ist klein, zart und grauhaarig, gerade so kann sie über den Fensterrahmen hinwegsehen. Scheint die Sonne, hat sie die Augen geschlossen, ihr Schatten fällt dann in den Raum hinter ihr. Das Zimmer ist Resis Endstation.

Theresia Dolgner, für alle immer nur „Resi“, sitzt in ihrem hellbraunen Velours-Sessel. 91 Jahre ist sie alt. Sie trägt eine graue Stoffhose, einen hellblauen Strickpulli, ihre rechte Hand ruht auf dem Knauf ihres Stocks. Arthrose hat sich in ihre Gelenke geschlichen, sie verbogen. Resi kann kein Messer mehr halten, ein Glas nur mit Daumen und Zeigefinger. Die Bastelkurse im Heim finden ohne sie statt, singen mag sie nicht.

Seit elf Monaten ist das Zimmer, 23 Quadratmeter groß, Resis Zuhause. Ihre beige Jacke hängt an der Garderobe neben der Tür, dahinter sind ein Rollator und ein Rollstuhl geparkt, unbenutzt. Noch besteht Resi auf ihrem Stock.

Neben ihrem Bett steht eine Couch, auf der Lehne Kuscheltiere. Teddys, Hunde, Hasen, Geschenke ihrer zwei Töchter und vier Enkelkinder. Den bunten Clown erkennt man vom Gehweg aus. In der Schrankwand sind gerahmte Bilder aufgestellt, sie zeigen Menschen, die eine Bedeutung in Resis Leben hatten und haben.

Alles scheint seinen Platz gefunden zu haben, nur Resi wirkt seltsam fremd. Sie steht am Fenster und sagt nichts, so ist es an normalen Tagen.

Im Jahr 2050 werden rund 11,6 Millionen Menschen in Deutschland älter als 80 Jahre alt sein, 2005 waren es 3,6 Millionen.

Zweimal die Woche kommt Heidi zu Besuch, ihre Tochter, im Wechsel mit deren Zwillingschwester Sigrid. Betreten sie das Zimmer ihrer Mutter, fragt Resi: „Wann kommt ihr wieder?“ Gehen sie, weint Resi: „Nehmt mich mit, ich will nach Hause!“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Heidi nimmt das Bild eines jungen Mannes in blauer Polizeiuniform, hält es Resi hin. „Wer ist das, mein Mann?“ „Nein.“ „Mein Sohn?“ „Nein, Mutti, das ist dein Enkel.“ „Ach so.“ Resi nimmt ein anderes Bild. „Und das?“ „Das bist du.“ „Ich?“

Das Bild zeigt eine starke Frau, 1,68 groß, 85 Kilo füllig, eine, die zupacken kann. Im Sessel sitzt sie wie ein schutzbedürftiges Vögelchen, vielleicht 1,50 Meter groß, noch 40 Kilo schwer. Kaum vorstellbar, es ist dieselbe Frau.

Alte Menschen, die am Fenster stehen, wie Resi, gehören zur Normalität dieser Welt. Es sind Bilder des Alltags, niemand beachtet sie.

Studiert man aber ihre Gesichter, versucht man etwas zu erfahren über ihr Leben, das Früher und das Jetzt, bekommt man ein Gefühl für eine ganze Generation. Menschen, die das Leben nicht gebrochen hat, die wissen, wie sich Krieg anfühlt, die jetzt an der Einsamkeit und den Qualen ihres Alters verzweifeln.

Menschen wie Resi Dolgner, geboren am 18. Juli 1918 in St. Georg, die nun im Pflege- und Altenheim Schanzenresidenz wohnt. Ihr Lieblingsplatz ist am Fenster.

Resi ist dement, ihr Gedächtnis funktioniert nicht mehr. Sie weiß, dass sie Tabletten nehmen muss, vergisst aber, ob die weiße oder rosafarbene die fürs Herz ist. Zu Hause frühstückte sie siebenmal am Tag, weil sie immer wieder vergaß, dass sie schon gegessen hatte. Als sie jeden Morgen um sieben Uhr auf der Straße stand, weil sie glaubte, abgeholt zu werden, entschieden ihre Töchter, sie im Pflegeheim unterzubringen.

Heidi erinnert sich an den Tag. Sie machte einen Ausflug mit ihrer Mutter, während die Familie die Wohnung leer räumte. Plötzlich schaute Resi ihre Tochter an und sagte: „Ich geh nicht mehr nach Hause, stimmt's?“

Heidis Blick verliert sich im Raum, ihre Stimme wird leise: „Ich wollte sie ja zu mir nehmen, aber ich hätte mein Leben aufgeben müssen“, sagt die 55-Jährige. Dennoch fühle es sich an, als habe sie ihre Mutter entmündigt, aus ihrem Leben herausgerissen.

Heidi warf Zettel in die Briefkästen ihrer Nachbarn. „Meine Mutter ist jetzt im Heim. Sie würde sich über Besuch freuen.“ Darunter schrieb sie Resis neue Adresse. „Ich dachte, zumindest die Nachbarin meldet sich, der meine Mutter immer Geld geliehen hatte.“ Niemand kam, niemand rief an.

Resi verbrachte ihr Leben in St. Georg. Jeden Tag ging sie ins Café Uhrlaub. „Sie hat einen Becher Kakao mit Schlagsahne gelöffelt und von ihren Norwegen-Urlaube mit ihrem zweiten Mann erzählt“, sagt der Chef des Cafés, Peter Stegemann. Resis zweiter Mann Erich, Kranführer, starb vor elf Jahren, seitdem lebte sie allein. Ihr erster Mann Heini, ihre große Liebe, fiel im Krieg. „Nur kurz war unser Glück“ schrieb Resi unter seine Todesanzeige.

Altersheim? Eher bringe ich mich um, habe sie immer gesagt.

Eine aktuelle Studie mit 8518 Verstorbenen ergab: Das Durchschnittsalter betrug 81 Jahre, 30,7 Prozent waren im Pflegeheim verstorben, 15 Prozent der alten Menschen waren untergewichtig, 6,6 Prozent durch Magensonden ernährt worden.

Resi möchte nun Kekse essen. Sie hatte schon immer eine Schwäche für Süßes, Kuchen, am liebsten Sandtorte. „Sankt Georg ist prima, alles voller Nutzen“, ruft Resi

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

und lacht. Ihre Tochter lächelt unsicher, eine Pause entsteht in dem Raum, dann sagt sie: „Ich weiß gar nicht, woher sie das hat.“

Resi blickt auf ein Bild an der Wand, es zeigt ihr Geburtshaus in der Danziger Straße. Sechs Jahre ist Resi auf dem Foto alt, auch dort steht sie am Fenster, dritter Stock, mit ihrer Mutter. „Ach, Mutti“, seufzt Resi und weint.

Die Falten in ihrem Gesicht lassen ihre Tränen in feinen Rinnsalen verlaufen. Resis Haut hat nie Schminke gesehen, keinen Lippenstift, kein Wangenrot, keine Wimperntusche, Resi trug Kittel. blieb von dem Geld, das sie in der Würstchenbude am Berliner Tor, als Strumpfverknüpferin in der Fabrik oder in den 15 Jahren, in denen sie das Hamburger Abendblatt austrug, etwas übrig, gönnte sie sich einen frischen Krabbensalat. Resi hatte eine Goldkette, und die war für „gut“.

Resi ist zu 80 Prozent schwerbehindert. Die Behörde für Arbeit, Jugend und Soziales der Freien und Hansestadt Hamburg stellt am 16.2.1982 fest: Arthrose der Knie- und Hüftgelenke, rheumatische Arthritis der Fingergelenke, degenerative Wirbelsäulenveränderung, Fett- und Leberstoffwechselstörung, koronare Herzkrankheit. Resi hat bis zu ihrem 75. Lebensjahr geputzt.

Heute sagt Resi am häufigsten diesen Satz: „Weiß ich nicht.“ Was gab es heute zum Essen? „Weiß ich nicht.“

Wie war es denn in Norwegen, früher? „Weiß ich nicht.“ Wie alt sind Sie?

„Weiß ich nicht.“ Dann überlegt sie kurz und sagt: „Hundert Jahre.“

Manchmal steht Resi vor dem Spiegel, macht eine Handbewegung vor ihrem Gesicht. Eine, die ausdrückt, dass jemand verrückt ist. Es sind die klaren, seltenen Momente, in denen Resi weiß: Mein Geist verlässt mich. Um sich wachzuhalten, zählt sie Dinge, die sie sieht. Kacheln oder Zuckerstückchen in einer Schale auf dem Tisch. „Das sind doch sechs, oder?“ Ja, das sind sechs, Mutti, sagt ihre Tochter. Resi schließt die Augen, atmet tief ein.

Was tun, wenn mich mein Geist verlässt? Das Alter mich schwächt? Das Leben sich langsam zurückzieht und doch nicht loslässt? An ihrem ersten Tag im Heim setzte sich Resi auf ihr Bett mit Motorlattenrost. Und hier muss ich jetzt bleiben, soll sie gesagt haben. Dann, fast tonlos: „Ich komme nicht mehr nach Hause, nie, nie mehr, stimmt's?“

Resis Tage kennen keine Wechsel. Ihr Leben bestimmen Hell und Dunkel, Tag und Nacht, eine immer gleiche Schleife, in der sie sich zunehmend verliert. Eine kupferne Wanduhr, ein Wecker und eine goldene Armbanduhr ticken auf dem Nachttisch. Dabei kennt Resi als Zeiteinheit nur noch morgen. Zehn vor fünf, Donnerstag und nächste Woche sind zu abstrakt.

Was eben war, das war nicht.

Fast jeder dritte Bundesbürger älter als 90 Jahre leidet unter Demenz, das sind rund eine Million Menschen in Deutschland.

„Ich pule den ganzen Tag in der Nase“, sagt Resi. Heute hat sie eine Dauerwelle bekommen. Umsonst, sagt sie. Dass Geld vom Konto abgebucht wird, versteht sie nicht. Das Wichtigste in Resis Leben ist ihr Gebiss. Abends fragt sie: „Sind die Zähne noch da?“ Morgens: „Sind die schon drin?“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Manchmal hört sie Radio, Volksmusik. Wenn Semino Rossi „Aber dich gibt's nur einmal für mich“ singt, hebt sie den Zeigefinger in die Luft, wackelt mit ihrem Kopf, dem spitzen Kinn, dann leuchtet ihr Gesicht, ein bisschen.

„Ich gucke oft Krimis“, sagt Resi. Ihre Tochter schüttelt leicht den Kopf. Das stimmt nicht, formen ihre Lippen. Denn was im Jahr 2009 abends im Fernsehen läuft, CSI Miami, X-Faktor, Dr. House, diese Welten, deren Sprache versteht Resi schon lange nicht mehr. Genau deshalb steht sie so gerne am Fenster, lauscht vertrauten Geräuschen, die sich nicht verändern: Kinderlachen, Vogelgezwitscher, Hundegebell, das Rattern der S-Bahn über die Gleise.

„Am schlimmsten ist das Entgleisen, zu sehen, wie ihr Geist sie verlässt“, sagt Heidi, draußen, auf dem Flur. „Ich verstehe, dass sie nicht mehr mag. Ich wünsche mir, dass sie einfach einschläft.“

Nachts kommt oft das Leben zurück in Resis Körper, das Leben von früher. Dann wechselt sie Tischdecken. Vor zwei Tagen ist sie dabei erst wieder gestürzt, ihr ganzer Nacken ist violett. Vor acht Wochen hat sie sich die Schulter gebrochen. Seitdem sieht man sie manchmal turnen, von draußen. Sie lehnt sich mit ihrem Rücken an die Brust eines Mannes in weißer Kleidung und muss die Arme bewegen, wie ein Hampelmann.

Von den über 80-Jährigen sind rund 20 Prozent pflegebedürftig, jenseits des 85. Lebensjahres knapp 40 Prozent. Bis 2025 gibt es einen Zusatzbedarf von 330 000 bis 413 000 Pflegeheimplätzen.

Resi mag Nähe, jetzt. „Früher hat sie nur selten mit uns gekuschelt“, sagt Heidi. Heute küsst

Resi am liebsten Heidis Hände. Manchmal denkt die Tochter: Das Alter macht nicht nur hart. Das Alter macht auch weich, liebenswert.

Resi traut sich nur mit ihren Töchtern in den Park. Gestützt auf ihren Stock und Heidis Arm tippelt sie zehn Schritte über den Flur mit den Toskana-Bildern. Nun steht sie an der Tür nach draußen. Heidi legt ihr eine Strickjacke um. Doch Resi will zurück, in das Zimmer, das sie nicht mag.

Als sie wieder am Fenster steht, wendet Resi ihr Gesicht der Sonne zu. „Kind, schau was für eine Kraft die hat.“ Dann fragt Resi nach ihrem Schwiegersohn: „Was macht Hans?“ „Der arbeitet viel“, sagt Heidi. Resi überlegt einen Moment. „Ach so. Und was macht Hans?“ „Der arbeitet viel.“ „Und Hans, wie geht es dem?“ „Ach, Mutti.“

Seit ein paar Wochen steht Resi nur noch selten am Fenster. Sie liegt viel im Bett, an ihren Füßen zwei Wolldecken. Manchmal zieht sie schon um 17 Uhr den Schlafanzug an, macht früh das Licht aus. Wenn die Schwestern ihr Ohr an die Tür legen, hören sie einen einzigen Satz: „Bitte Gott, nun hol mich doch.“